

# THOMAS GLAVINIC



Romane zur Dramatisierung

THOMAS SESSLER VERLAG  
Johannesgasse 12  
1010 Wien

[www.sesslerverlag.at](http://www.sesslerverlag.at)

Tel.: +43-1-512 32 84  
Fax: +43-1-513 39 07

Email: [office@sesslerverlag.at](mailto:office@sesslerverlag.at)

Redaktion: Lisa Kärcher

Grafische Gestaltung: Andrea Altenbuchner

## Inhaltsverzeichnis

<b>PROFIL DES AUTORS .....</b>	<b>4</b>
<b>LISA .....</b>	<b>5</b>
Synopsis .....	5
Outline .....	5
<b>DAS LEBEN DER WÜNSCHE .....</b>	<b>11</b>
Synopsis .....	11
Outline .....	11
Auszüge aus dem Roman .....	14
<b>DIE ARBEIT DER NACHT .....</b>	<b>21</b>
Synopsis .....	21
Outline / Auszüge aus dem Roman .....	21
<b>DAS BIN DOCH ICH .....</b>	<b>30</b>
Synopsis .....	30
Outline / Auszüge aus dem Roman .....	30



© Pertramer

[www.thomas-glavinic.de](http://www.thomas-glavinic.de)

## Profil des Autors

Thomas Glavinic, 1972 in Graz geboren, veröffentlichte 1996 seinen Debütroman *Carl Haffners Liebe zum Unentschieden* (Roman, 1998), der das Leben des Schachmeisters Carl Schlechter beschreibt.

Es folgten *Herr Susi* (Roman, 2000), der mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnete Kriminalroman *Der Kameramörder* (2001) und der Entwicklungsroman *Wie man leben soll* (2004). Bei Hanser erschien *Die Arbeit der Nacht* (Roman, 2006) und zuletzt der Roman *Das bin doch ich*, der 2007 für den Deutschen Buchpreis nominiert wurde (Shortlist). Seine Werke wurden bisher in zwölf Sprachen übersetzt. Thomas Glavinic lebt in Wien.

2010 wurden seine Romane „Der Kameramörder“ (Regie: Robert Adrian Pejo, Drehbuch: Agnes Pluch, Robert Adrian Pejo, Günter Pscheider) und „Wie man leben soll“ (Regie: David Schalko, Drehbuch: Thomas Maurer, David Schalko) verfilmt.

## Auszeichnungen

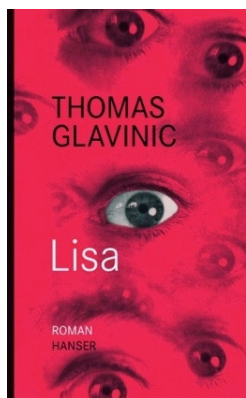
- 1995 Wiener Autorenstipendium
- 2001 Projektstipendium des Österreichischen Bundeskanzleramts
- 2002 Elias-Canetti-Stipendium der Stadt Wien
- 2002 Österreichisches Staatsstipendium für Literatur
- 2002 Friedrich-Glauser-Preis für *Der Kameramörder*
- 2006 Österreichischer Förderungspreis für Literatur
- 2007 Finalist beim Deutschen Buchpreis mit *Das bin doch ich*
- 2007 Phantastik-Preis der Stadt Wetzlar für *Die Arbeit der Nacht*

## 2010 Literaturpreis vom Kulturkreis der deutschen Wirtschaft

Der Preis ist mit 20.000 Euro einer der höchst dotierten deutschen Literaturpreise in der Sparte Prosa.

Die Jury begründete die Preisentscheidung wie folgt:

„Die phantastische Konstruktion der Wunscherfüllung scheint bei Glavinic eine Wahrheit der wirklichsten Welt zu enthüllen; das Unmögliche beginnt als das Wirkliche schlechthin zu erscheinen.“



Buchverlag.....Hanser Verlag, München

Dramatisierungsrechte.....Thomas Sessler Verlag, Wien

**Eine fertige Bühnenfassung liegt vor und ist über den Thomas Sessler Verlag zu bestellen.**

### Titel-Information

Land.....Österreich

Genre.....Roman

Status.....Februar 2011

### Profil des Autors

Thomas Glavinic, 1972 in Graz geboren, veröffentlichte 1996 seinen Debütroman *Carl Haffners Liebe zum Unentschieden* (Roman, 1998), der das Leben des Schachmeisters Carl Schlechter beschreibt. Es folgten *Herr Susi* (Roman, 2000), der mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnete Kriminalroman *Der Kameramörder* (2001) und der Entwicklungsroman *Wie man leben soll* (2004). Bei Hanser erschien *Die Arbeit der Nacht* (Roman, 2006) und der Roman *Das bin doch ich*, der 2007 für den Deutschen Buchpreis nominiert wurde (Shortlist). Auf der Longlist war der 2009 erschienene Roman „Das Leben der Wünsche“.

2010 wurden seine Romane „Der Kameramörder“ (Regie: Robert Adrian Pejo, Drehbuch: Agnes Pluch, Robert Adrian Pejo, Günter Pscheider) und „Wie man leben soll“ (Regie: David Schalko, Drehbuch: Thomas Maurer, David Schalko) verfilmt.

Seine Werke wurden bisher in zwölf Sprachen übersetzt. Thomas Glavinic lebt in Wien.

### Outline

Wen wir da reden hören, dürfen wir nicht wissen. Er sagt, er wolle sich ein Pseudonym geben: Tom.

Jeden Abend gegen 9 setzt er sich an den Laptop. Wen er mit seinem Internet-Livestream erreicht, kann er nicht sehen. Noch nicht einmal, wie viele Hörer er hat. Aber er ist davon überzeugt, dass am Ende der Leitung zumindest irgendetwas sitzt...

Es ist Sommer. Durch die geöffneten Fenster kommen die Mücken rein und die Nachtfalter. Sein achtjähriger Sohn Alex schläft schon. Sie beide sind seit ein paar Wochen auf einem Landhaus in den bayrischen Bergen, mehrere hundert Kilometer von ihrem Wohnort entfernt. Die Gegend ist absolut ausgestorben. Genau das Richtige, um mal für eine Zeit unterzutauchen.

**HANSER**

vertreten durch:



THOMAS SESSLER VERLAG  
Johannessgasse 12  
A-1010 Wien  
Austria

Tel.: +43-1-512 32 84  
Fax: +43-1-513 39 07

office@sesslervlag.at  
www.sesslervlag.at

Begonnen hat die ganze Geschichte vor drei Jahren. Als Tom mit seiner damaligen Frau Kathi und Alex am 23. Juli aus dem Urlaub zurückkommt, ist das Schloss ihrer Haustür demoliert. Laptop, Stereoanlage und die persönlichen Dokumente sind weg. Unangenehm. Aber so schlimm nun auch wieder nicht: Immerhin zahlt die Versicherung. Die polizeilichen Ermittlungen ergeben, dass eine Frau den Einbruch verübt hat: Das zeigt die DNA-Analyse eines Taschentuchs, das in der Wohnung gefunden wurde. Immer wieder wird Tom von dem ermittelnden Inspektor Hilgert befragt. Erst bei der dritten Befragung, als Tom allein zu Haus ist und den Inspektor kurzerhand herein bittet, erfährt er den Grund dafür. Er setzt sich mit Hilgert auf die Couch, der schlägt das ihm angebotene Bier nicht aus – insgesamt trinken sie 12 an dem Abend. Und Hilgert erzählt Tom, dass die Frau, die den Einbruch verübt hat, nachweislich an einer Reihe brutalster Serienmorde und einigen Diebstählen beteiligt war. Im Laufe der letzten Jahrzehnte konnten ihre DNA-Spuren an unzähligen Tatorten in der ganzen Welt gesichert werden. Die Ermittler haben der Unbekannten einen Namen gegeben: LISA.

DNA-Spuren dieser Frau sind im Lauf vieler Jahre nahezu bei allen denkbaren Verbrechen gefunden worden, das beginnt beim Hirsediebstahl am weststeirischen Bauernhof und endet bei mehrfachem Foltermord, dass einem schon bei den weniger schlimmen Details kotzeübel wird. In Ungarn hat sie eine junge Frau entführt, gequält und mit ihren eigenen Haaren erwürgt, in Prag gab es diese Giftserie, von der sie sicher sind, sie wars, bei Warschau hat sie drei junge englische Adelige aufgehängt, in Genua einem Obdachlosen die Nieren herausgeschnitten und in München einem Journalisten die Eier, irgendwo in Dänemark zwei Lesben die Brüste mit der Kettensäge entfernt, bei Nantes einen alleinstehenden Rentner in einem Topf mit seinen eigenen Eingeweiden erstickt, und so weiter, und so weiter. Insgesamt soll die Frau an neun oder zehn Tötungsdelikten beteiligt gewesen sein.

Kein Wunder, dass Tom derzeit seiner Stadtwohnung die absolute Einöde vorzieht. Aber bis wir erfahren, was in den dazwischenliegenden drei Jahren passiert ist und was ihn letztendlich vor einigen Wochen dazu bewogen hat, sich dieses Versteck zu suchen, müssen wir uns noch etwas in Geduld üben. Erstens hat Toms Mikro einen Wackelkontakt und manchmal reißt die Berichterstattung mitten im Satz ab, um, ebenfalls mitten im Satz, ein paar Sekunden oder Minuten später wieder aufgenommen zu werden. Und zweitens hat er ziemlich oft Nasenbluten, was ihn vor dem Mikro entweder kurzzeitig zum Verstummen bringt, oder, noch unangenehmer, wir müssen die entgeisterten Ausrufe eines Koksers mit anhören, der an dem Inhalt seines vollgerotzten Taschentuchs das Ausmaß seiner gesundheitlichen Belastung ablesen will...

Tom hat definitiv viel zu erzählen, und zwar nicht nur über DNA-Spuren. Und manchmal verschwendet man die Hälfte der Zeit keinen Gedanken an LISA, so unterhaltsam ist es, Toms Weltsicht via Internetradio auf sich niederrieseln zu lassen. Tom hat zu allem eine Meinung. Zu Drogenkonsum, den Salzburger Festspielen, Seitensprüngen, Sex, zu Weinkennern und zur FPÖ:

„...die egoistischsten Dummköpfe, die radikal dummen Mistböcke und Schleimsäcke ohne Charakter: ab zur FPÖ. Klar, auch die anderen Parteien haben solchen Leuten nicht gerade die Aufnahme verweigert, doch in hellen Scharen lief dieser Menschenschlag zur FPÖ. Das war schon vorher so, und das hat sich auch nicht geändert, seit sich der schwule alte Geilspecht besoffen um eine Ortstafel gewickelt hat, dass es ihm den Hirnstamm abgerissen hat, ekelhaft

eigentlich...“

Er redet auch gern über Fußballfans, alte Zeitungen, Insektenkalender, den erlaubten Maximalgestank in Taxis, über Facebook, seine Kindheit, Fernsehköche, Nasenbluten und die NASA. Und natürlich übers Koksen:

Wisst ihr, einmal hat mich so ein schlaues Püppchen gefragt, warum ich so viel koksen muss. Ich habe ihr geantwortet, ich würde jede Droge nehmen. Warum denn nicht? Ich ziehe, ich trinke, ich nehme Tabletten, ich habe Heroin versucht, aber da hat es mir die Schädeldecke weggesprengt, ich habe Trips geschmissen und Ecstasy und Pilze und schwarze Afghanen und Speed und was weiß ich was ich alles genommen habe, mittlerweile beschränke ich mich aufs Ziehen und auf ein paar Tabletten ab und zu, und nun bitte erklär mir, Mädels, wieso sollte ich das nicht tun? Weil es ungesund ist? Hey, ich mache das seit bald zwanzig Jahren, ich habe noch alle Zähne, mein Arzt nennt mich seinen Paradepatienten, und im Fitnesscenter bin ich jede Woche. Es kommt eben darauf an, wie man es macht. Ach, wegen der Wirklichkeit? Drogen sind ein Teil der Wirklichkeit, meine Liebe, versteh das, das Weiße ist ein Teil der Wirklichkeit so wie Analverkehr und Wiener Schnitzel! Was, weil die Natur pur erlebt werden sollte? Ja, aber nicht immer. Die Wirklichkeit ist nun mal das, was man aus ihr macht.

Auch wenn er später doch ein paar Bedenken äußert, schließlich zieht er jeden Abend während er da so mit uns redet seine drei- bis vierhundert Euro: „Ich weiß nicht. Bedeutet das irgendwas, wenn man ständig Glockenläuten hört? Ein gutes Zeichen wird es nicht sein.“

Wie ist es nun mit LISA weitergegangen? Hilgert hat Tom erzählt, dass schon drei Polizisten, die in der Sache ermittelt haben, unter ungeklärten Umständen zu Tode gekommen sind. Für ihn steht fest: Lisa weiß von seiner und vermutlich auch von Toms Existenz.

Die bayrische Polizei hat eine SOKO unter Hilgerts Leitung eingesetzt. Als zwei Jahre nach dem Einbruch ein vergreister Nachbar von Tom gesteht, er sei Zeuge der Tat gewesen, habe sich nur nicht getraut, die Polizei zu rufen, platzt Tom fast der Kragen. Als der verängstigte alte Mann dann noch aussagt, er habe keine Frau gesehen, es sei eine ganze Bande gewesen, die in das Haus eingedrungen ist, mit weißen Bandagen um den Kopf und einem Sack überm Nummernschild, sieht Hilgert rot. Er beschließt dennoch, den alten Mann ernst zu nehmen: Auch wenn es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass Einbrecher sich die Köpfe bandagieren, könnte doch ihre Kopfbedeckung die Assoziation von Verbandszeug nahegelegt haben. Hilgert lässt seine SOKO also alle Strafanzeigen der vergangenen Jahre auf Hinweise durchkämmen, die mit der Beschreibung, die der alte Mann geliefert hat, übereinstimmen. Eine langwierige Arbeit, die nur ein einziges Ergebnis zutage fördert: Die Mitarbeiter der SOKO sind auf ihren Chef ziemlich schlecht zu sprechen.

So mühsam, wie es anfängt, geht es auch weiter: Zweimal denkt Hilgert, dass er kurz vorm Ziel ist, weil Komplizen von Lisa gefasst wurden. Zwei Serben, die mit ihr am Flughafen Frankfurt einem Wachmann die Haut abgezogen haben sollen, verhört Hilgert lange – aber sie streiten alles ab. Dann ist er einem Dieb aus Holland auf der Spur, der mit Lisa zusammen einen Lastwagen entführt haben soll: Der gesteht. Will aber nichts von einer beteiligten Frau wissen. Da rastet Hilgert mitten im Verhör aus und schlägt dem Verdächtigen ins Gesicht. Was dem Inspektor eine Anzeige in Holland einbringt und in Bayern ein Disziplinarverfahren.

Die nächste Spur tut sich in einem nigerianischen Altersheim auf, dessen Bewohner Lisa mithilfe zweier Rumäninnen zu Tode gefoltert haben soll, um anschließend ihre Wertsachen mitgehen zu lassen. Als Hilgert in Nigeria eintrifft, hat er mit drückender Hitze, verstockten Gefängniswärtern und Voodoo-Kulten vor seiner Hotelzimmertür zu tun. Herausfinden tut er nichts. Wieder zurück in Bayern, wird er vom Dienst bei der Kripo suspendiert.

Die SOKO übernimmt ein anderer. Der nach kürzester Zeit zu einem umwerfenden Ergebnis kommt: LISA gibt es nicht.

Bei den betreffenden DNA-Tests an den verschiedenen Tatorten sind immer Teststäbchen von ein und derselben hessischen Erzeugerfirma verwendet worden. Es erhärtet sich der Verdacht, dass die Stäbchen, die LISAs DNA aufwiesen, schon bei der Herstellung von einer Mitarbeiterin der Stäbchenfirma versehentlich verunreinigt wurden.

Diese Erklärung ist überzeugend. Und eine Blamage für die Ermittler. Wieso ist man darauf erst nach 2 Jahren gekommen?

Ein einziger glaubt nicht an die Stäbchen-Theorie: Hilgert. Um das Argument zu entkräften, sammelt er Beweise: Er reist auf eigene Faust durch Deutschland und sammelt die DNA-Proben der 382 Mitarbeiterinnen, die im betreffenden Zeitraum in der Hessischen Firma mit der Stäbchenherstellung zu tun hatten.

Wieder lässt Tom die Geschichte lange in der Schwebelage und erzählt uns stattdessen von seinem Privatleben. Dass seine Frau Katha drei Therapeuten gleichzeitig hatte, erfahren wir. Nicht aber, was eigentlich aus ihr geworden ist. Tom spricht von ihr in der Vergangenheit – sie ist auf jeden Fall nicht mehr da. Ist sie weg, verschollen, tot? Wir sehen, dieser redselige Erzähler kann auch schweigen.

Umso mehr erfahren wir über Kathas beste Freundin Nina. Eine Vollblut-Esoterikerin, deren Verstiegenheiten es ins Guinness Buch der Rekorde bringen könnten: Sie behauptet, vom Schokoladeessen könne die Leber platzen. Stattdessen verdonnert sie ihren Freund dazu, jeden Morgen ein aufgewärmtes Bier zu trinken – das soll eine Wurmkur sein. Eine Zeit lang versucht sie, ihren Lebensunterhalt damit zu bestreiten, dass sie ihren Freunden überbeuertes Pesto und ungenießbaren Apfelsaft aus Eigenherstellung andreht. Das bringt Tom besonders gegen sie auf. Überhaupt ist diese Nina eins seiner Lieblingsthemen, er steht nämlich nicht so auf Esoterik. „Wenn ich etwas von Energieniveau höre, krieg ich weiße Flecken im Gesicht.“, sagt er.

Woran Tom eigentlich glaubt, ist schwer zu sagen. Einmal, als sein Mikro absolut streikt, kriegt man zwischen zwei Störpausen durch Wackelkontakt nur ein paar Worte mit: „Gott ist der König der Ursuppe.“ Und einmal fragt er sich verzweifelt, ob ihm überhaupt jemand zuhört. Was ihn zu folgender Assoziation verleitet:

Ich habe mich oft gefragt, ob Gott mir zuhört. Ob er ein angenehmerer Typ ist als ich manche darstellen, und so weiter.

Vor allem habe ich mich gefragt, ob wir ein Verhältnis zueinander haben. Ob er mich mag oder ob er mich nicht mag oder ob ich ihm schnurzpiepegal bin. Als ich ein Kind war, wusste ich, der mag mich. Als ich achtzehn war, wusste ich, der hasst mich. Mittlerweile bin ich fast davon überzeugt, dass ich für ihn bestenfalls bin wie eine gammelige Bratwurst. Angeekeltes Desinteresse.

Das heißt, trotz seiner Tendenz zum Atheismus steht ihm unser monotheistisches Weltbild doch näher als andere Glaubensrichtungen.

Da fällt mir ein, was ich neulich über die Angehörigen irgendeiner fernöstlichen Religion gelesen habe. Den Namen habe ich mir natürlich nicht gemerkt. Diese Menschen glauben, jemand, der ein unrechtes Leben geführt hat, wird 80 Millionen Mal hintereinander als Tier geboren. So stand es zumindest da. Und ich fragte mich, wer so etwas glaubt.

Und WIESOOOOOOOOOOOOOOOOO?

Freunde, wie kommt so etwas in die Welt? 80 Millionen Tierinkarnationen. Nicht 60 Millionen oder 200 Millionen oder 5000 oder 50 oder 5, nein, es müssen 80 Millionen sein.



Woher beziehen diese Leute ihre Informationen? Wie kommen sie auf ihre 80 Millionen? Und wie ist das bei den Zeugen Jehovas, die glauben doch, dass unter ihnen die 144.000 Gerechten sind, die ins Paradies einziehen werden. Wieso um alles in der Welt ausgerechnet 144.000? Wer hat das Himmelreich vermessen? Wieso ist da nicht mehr Platz, sagen wir, für weitere 2500? 144.000, das ist ein großes Sportstadion. Okay, ein sehr großes. Und wenn man Zusatztribünen aufstellt? 150.000? Wieso ist das Himmelreich limitiert?

Dass ein Kollege von Tom, der als Tester von Computerspielen arbeitet, vor ein paar Jahren plötzlich an Krebs erkrankt ist, hat Tom zum ersten Mal mit der eigenen Vergänglichkeit konfrontiert. Tom versucht, die Zusammenhänge zu verstehen:

Vielleicht gibt es nämlich so eine Art Insektenvertilgungsmittel für uns Menschen. Vielleicht sprüht da jemand, jemandjemandjemand! wer auch immer, mit einem hochentwickelten, für uns weder wahrnehmbaren noch verstehbaren Vertilger zum Beispiel auf die Besucher eines Konzerts. Müssen ja nicht alle krank werden.

Oder bei einem Fischrestaurant am Strand geht plötzlich eine Zone auf, für ein paar Stunden, eine Zone, deren Gefahr wir nicht im Mindesten registrieren, doch alle, die drin waren in den paar Stunden, die da ihren Hummer und ihre Muscheln gefuttert haben, die kriegen, die kriegen Krebs oder Schizophrenie oder eingewachsene Nägel oder was weiß ich. Und nachher ist wieder alles normal dort im Lokal, nach den paar Stunden ist es wieder ein Lokal wie jedes andere.

Mir ist klar, dass das Konzertbeispiel zu simpel ist, zu billig, und das mit dem Fischrestaurant, ich weiß nicht, aber könnte am Grundsätzlichen der Überlegung nicht etwas dran sein?

Ich will sagen, vielleicht kommt Krebs wirklich von außen, und wir verstehen die Zusammenhänge nicht, weil wir zu unterentwickelte Lebensformen sind? Wesen aus der vierten Dimension können uns den Blinddarm herausnehmen, ohne uns aufzumachen. Also können sie uns genausogut auch einen Tumor einsetzen. Oder nicht?

Das klingt nun wieder nicht nach den Gedanken von jemandem, dessen Lieblingssport Esobashing ist. „Wesen aus der vierten Dimension“? Was soll das jetzt heißen?

Die Zusammenhänge... wir kapiere sie nicht.

Vermutlich gibt es wirklich Wesen einer vierten oder fünften Dimension, und wir sehen sie nicht. Wir gehen zur Kirche und wählen und spielen Fußball und ficken und schlafen. Wir kriegen Krankheiten und ärgern uns über den Nachbarn und werden gekündigt und sehen nichts von all den Dingen, die rund um uns vorgehen.

Da ist was. Natürlich ist da was. Aber ich bin kein Esoteriker. Ein Esoteriker glaubt, er weiß es, oder will es zumindest wissen. Ich will es nicht wissen. Mir ist es egal. Ich kann es sowieso nicht ändern.

Jetzt wird man als jemand, der jeden Abend das Internetradio einschaltet, um die Geschichte mit LISA weiterzuverfolgen, natürlich langsam nervös. Geduld, sag ich! Weil im Grunde sind wir ja eh beim Thema. Passt auf: Hilgert hat tatsächlich alle Proben der Stäbchenherstellerfirmamitarbeiterinnen zusammengekliebt. Für die letzte Probe musste er nach Amerika reisen und einen wildgewordenen türkischen Ehemann in einer Berghütte außer Gefecht setzen, aber was soll's. Er hat die Proben bekommen. Und herausgefunden: Keine der Mitarbeiterinnen aus dem betreffenden Zeitraum ist LISA. Die Theorie war gut, aber die DNA stimmt nicht überein!

Hilgert ist jetzt nicht, wie man annehmen könnte, zur Kripo gelaufen und hat mit seinem Ergebnis aufgetrumpft. Nein, er hat alles schön für sich behalten und auf eigene Faust weiter ermittelt. Er hat viele Bücher gewälzt, mit möglichen Zeugen geredet und die Proben der „Lisa“-DNA noch einmal sorgfältig untersuchen lassen.

Und jetzt kommt's. Eines Tages meldet sich Hilgert bei Tom, er müsse ihn treffen. Sie verabreden sich auf einem Autobahnparkplatz, Hilgert bringt einen Wissenschaftler mit, der sich mit Genetik auskennt. Und die beiden erklären Tom: Hilgert hat die Analyse eines bestimmten DNA-Strangs von LISAs Erbgut in Auftrag gegeben. Und die Untersuchung hat ergeben, dass LISAs DNA nicht die eines normalen Menschen ist, der heutzutage lebt. Sondern die eines Wesens, das über 200 000 Jahre alt ist.

Mit diesen Worten beschließt Tom seinen Monolog.

Wir sind an dieser Stelle noch nicht fertig, weil wir, im Gegensatz zu Tom, ja versuchen, ganz grob der Chronologie zu folgen. Also: Nach dieser Unterredung auf dem Autobahnparkplatz verschwindet Hilgert plötzlich spurlos. Er kommt tagelang nicht nach Hause und sein Handy ist tot. Tom gerät in Panik, steckt seinen Sohn ins Auto und mietet sich in dem weitabgelegenen Landhaus ein. Was, wenn LISA auch hinter ihm her ist?

Tagsüber versucht er immer wieder, Hilgert zu erreichen. Außerdem ruft er verschiedene seiner Kollegen an und bittet sie darum, mal in seiner Wohnung nach dem Rechten zu sehen. Merkwürdigerweise rufen ihn die Kollegen nie zurück. Mails kriegt er auch keine mehr. Und als er schließlich zumindest die Sekretärin im Büro erreicht, erfährt er, dass der Kollege am Morgen, nachdem er ihn gebeten hatte, zu seiner Wohnung zu fahren, nicht zur Arbeit gekommen ist. Und ans Telefon geht er natürlich auch nicht mehr...

Und wir bleiben mit der Frage allein: Hören wir hier den Onlinebericht eines Paranoikers im Endstadium? Oder gibt es LISA wirklich? Wie soll man sich das vorstellen, ein Wesen, das über 200 000 Jahre alt ist?

Wir wissen nur eins: Wenn es sie gibt, sind wir ihr nicht gewachsen.



Buchverlag.....Hanser Verlag, Wien

Dramatisierungsrechte.....Thomas Sessler Verlag, Wien

### Titel-Information

Land.....Österreich

Genre.....Roman

Status.....erschienen im August 2009

### Synopsis

Stellen Sie sich vor, Ihre geheimsten Wünsche würden wahr. Die innersten, dunklen Wünsche, von denen Sie selbst bisher nichts ahnten. So ergeht es Jonas, dem ein Unbekannter eines Tages ein unerhörtes Angebot macht: "Ich erfülle Ihnen drei Wünsche." Der Ehemann, Vater, Werbetexter und leidenschaftliche außereheliche Liebhaber lässt sich auf das Spiel ein. Bis seine Frau eines Abends tot in der Badewanne liegt. Weiß die Nacht etwa mehr von Jonas' Wünschen als er selbst? Unverwechselbar erzählt der in Wien lebende Schriftsteller Thomas Glavinic die Geschichte eines ganz normalen Mittdreißigers, der genau das bekommt, was er sich wünscht. Und noch ein bisschen mehr.

### Outline

Jonas hat seine Mittagspause in einem Park unweit der Werbeagentur „Drei Schwestern“, in der er als Texter arbeitet, verbracht und will gerade los, um auf dem Rückweg noch ein Geschenk für seine Kinder zu kaufen.

„Eine Sekunde! Setzen wir uns auf die Bank vor diesem Brunnen! Ich möchte Ihnen ein Angebot machen“, mit diesen Worten fängt ein Mann – mit Goldkettchen um den Hals und Bierfahne – ihn im Vorübergehen ab.

„Jonas, ich erfülle Ihnen drei Wünsche“, sagt der Mann, als sie auf der Bank platzgenommen haben. Jonas gibt zu bedenken, dass er sich eine Fee eigentlich anders vorgestellt habe. Aber der Mann lässt nicht locker. Schließlich willigt Jonas ein: „Ich wünsche mir, dass sich alle meine Wünsche erfüllen. Dies ist mein erster Wunsch, und auf die anderen zwei kommt es nun nicht mehr an, ich schenke sie Ihnen.“

Der Pakt ist geschlossen. Jonas schlendert durch den Park in Richtung Ausgang. Eine merkwürdige Begegnung war das... Dass es nicht darum ginge, was Jonas wolle, sondern darum, was er sich wünsche, das hat der Unbekannte mehrfach betont. Und dass er sich nicht wünschen könne, andere Wünsche zu haben. Fast ein bisschen zu spitzfindig, wie Jonas findet.

Vielleicht war das nur ein Verrückter? Jedenfalls geht Jonas' Leben erst mal weiter wie gewohnt: Zu Hause fragt ihn seine Frau, wie viel Ärger er im Büro gehabt habe, auf einer Skala von 1 bis 10. Ihre beiden Jungs Tom und Chris schlafen schon. Als Jonas sich auf das Sofa schmeißt, erhält er eine SMS von Marie.

Leider können sie sich nur einmal die Woche sehen, weil auch sie Familie hat.

Doch bald überschlagen sich die Ereignisse. Aus dem Fernsehen erfährt Jonas von einem schweren Gondelunglück in einem nahegelegenen Skigebiet. 100 Passagiere sind tödlich verunglückt, eine einzige Gondel hängt noch. Ein Kind sitzt darin. Jonas kann sich von den Bildern nicht lösen. Nach Stunden dann Erleichterung: Das Kind konnte gerettet werden. Als einziger Überlebender ...

Jonas kann häufig nicht schlafen. Einmal steht er einfach auf in der Nacht, setzt sich in den Wagen und fährt zum Haus seines Vaters, das leer steht, seit dieser im Altersheim ist. Nicht einmal das Licht funktioniert mehr. Im Dunkeln tastet Jonas sich durch die altbekannte Wohnung zum Balkon. Da fängt plötzlich, mitten in der Nacht, das Telefon an zu läuten. Als er es beim dritten Mal endlich erwischt, ist sein Vater dran. Sein Vater?

Bald darauf stirbt Jonas' Frau. Sie hat sich am Abend in die Badewanne gelegt – als Jonas die Tür aufmacht, um sich die Zähne zu putzen, ist sie schon tot. Die Trauer lähmt ihn. Er weiß nicht, wie das Leben weitergehen soll für ihn und seine beiden Jungs. Er bittet Marie, ihm ein bisschen Zeit zu lassen.

Er findet sich bald mit der neuen Situation ab. Was soll er auch anderes tun. Die Kinder kann er manchmal bei den Großeltern lassen und schafft sich dadurch Freiräume. Er beschließt, allein in den Urlaub zu fliegen. Kauft sich ein Ticket, checkt ein, obwohl ihn eine hartnäckige Erkältung erwischt hat, und setzt sich noch kurz ins Café am Terminal. Er kann durch die Scheibe aufs Flugfeld schauen. Als es Zeit ist, an Bord zu gehen, steht Jonas nicht auf. Er ist wie gelähmt. Schließlich sieht er die Maschine auf das Rollfeld fahren, abheben ... ins Wanken geraten und kurz darauf abstürzen. Es gibt – außer Jonas – keine Überlebenden.

Immer häufiger wird Jonas von Bildern heimgesucht, die nicht in diese Welt zu gehören scheinen. Er liegt im Bett und hat plötzlich das Gefühl, aus dem eigenen Körper zu gleiten, die Wand zu sein, die Decke, der Himmel. Dass er auf sich selbst herunterschauen kann, macht ihn schwindelig.

Ab und zu fährt Jonas spontan ins Grüne. Als er eines Abends einen Bergpfad erklimmt, sieht er weit vor sich zwei Männer und eine Frau, die heftig streiten. Die Männer scheinen die Frau zu bedrohen, schlagen sie sogar. Jonas will ihr zu Hilfe eilen, doch die drei hören ihn nicht. Die Frau flieht bergaufwärts, Jonas kommt kaum hinterher. Er sieht, wie die Frau versucht, sich in einer Felsspalte zu verbergen, aber von den Männern entdeckt wird, die jetzt wild auf sie einschlagen. Die Frau schaut Jonas an, scheint ihn zu erkennen. Kurz darauf wird sie von einem der Männer erwürgt. Als Jonas die Felsspalte endlich erreicht, sind alle drei wie vom Erdboden verschluckt. Er sieht auch keine Spuren des Kampfes. Nur eine Inschrift prangt im Fels: PRINCIPVM DEVS AETERNVS FINISQVE BEATVS.

Jonas gibt sich alle Mühe, sich keine Fragen zu stellen. Er lässt die Dinge geschehen...

Manches geht ihm auch leicht von der Hand: Seine Aktien steigen seit einigen Wochen unablässig. Sogar die Kollegen vertrauen schon auf sein Händchen und lassen sich von ihm Tipps geben.

Jonas' jüngster Sohn ist für sein Alter viel zu klein. Die Ärzte sagen immer wieder, das werde sich wohl noch zurechtwachsen. Aber es ist doch eine große Sorge. Jetzt kommen plötzlich die Wachstumsschübe: Über Nacht wächst der Kleine mal eben um 4 cm.

Nach einer langen Krise, in der Marie Abstand von Jonas gesucht hat, um Überblick über ihre Gefühle zu gewinnen, kehrt sie unerwartet zu ihm zurück. Sie verlässt ihren Mann – endlich hat ihr Herz gesagt, zu wem sie wirklich gehört...

Als die Großeltern sich wieder einmal bereit erklären, auf die Kinder aufzupassen, fahren Marie und Jonas zusammen in den Süden, ans Meer. Was als romantische Reise beginnt, wird immer gespenstischer: Noch nie dagewesene Flutwellen haben die meisten Badeorte verwüstet. Jonas und Marie helfen beim Aufräumen, so gut sie können.

Jonas spürt eine große Unruhe in sich aufkommen. Immer häufiger hat er das Gefühl, aus seinem Körper zu gleiten. Er sieht seine Welt dann aus der Vogelperspektive, es ist, als ob er ins Universum gezogen würde und kurz darauf wieder zurückkehrte. Das macht ihm Angst. Aber er getraut sich nicht, mit Marie darüber zu sprechen. Der Gedanke, dass seine Wünsche die Urheber all der Katastrophen sein könnten, die ihn umgeben, lässt Jonas keine Ruhe mehr. Kann man sich so etwas wünschen? Dass hunderte von Menschen zu Tode kommen, dass ganze Dörfer überflutet werden? Und dass man selbst im Weltall schwebt?

Jonas ahnt, dass seine Befürchtungen wahr sind. Seine Wünsche gehen in Erfüllung. Auch die, die seinem Unbewussten entspringen. Er merkt, wie er immer mehr die Kontrolle verliert.

Und noch etwas belastet ihn. Seine Ex-Freundin Anne ist schwer krank, sie hat Krebs im Endstadium. Kurz vor ihrer Selbsteinweisung ins Sterbehospiz telefoniert Jonas noch einmal mit ihr: „Lass dich nochmal untersuchen!“, befiehlt er ihr. Sie hat alle Hoffnung aufgegeben und hält Jonas' Bitte für reinen Hohn. Als sie eine Woche darauf doch noch einmal alle Tests macht, ist das Ergebnis verblüffend: Sie ist kerngesund!

Marie und Jonas landen nach langem Herumfahren in einem kleinen Fischerdorf, in dem es ihnen besonders gefällt. Eines Tages fordert ihr Wirt Jonas auf, mit ihm an den Strand zu gehen. In einer versteckten Bucht hat er ein Motorboot liegen, das er seinen Gästen leihen will. Sie sollten nur aufpassen, sagt der Wirt, weil der Motor frisiert und das Boot rasend schnell sei.

Marie und Jonas können es kaum fassen, mit welcher Geschwindigkeit sie durch die Wellen rasen. Sie steuern auf eine unbewohnte Insel zu, wo sie an Land gehen und picknicken.

Sie halten sich fest umschlungen und schauen aufs Meer, als sie in der Ferne zwei gigantische, schwarze Wellen auf sich zurollen sehen...

Glavinic hat mit DAS LEBEN DER WÜNSCHE einen modernen Faust-Stoff vorgelegt. Sein Held Jonas wünscht sich vor allem, zu wissen: „Ich könnte mir wünschen zu erfahren, ob das Leben einen Sinn hat. Nicht? Oder ob Sterben einen Sinn hat. Bloß könnten Sie nicht beweisen, dass Ihre Antwort stimmt. [...] Ich hätte gern mehr über den Tod gewusst, ehe ich sterbe.

[...] Ich hätte vielleicht gern gewusst, wie es ist, knapp davonzukommen. Um ein Haar an großem Unheil vorbeizuschlittern, verstehen Sie? [...] Ach, Sie können sich gar nicht vorstellen, was ich alles wissen will. Verstehen will. Ich verstehe nämlich nichts. Habe nie etwas verstanden und werde nie etwas verstehen. Ich will wissen. Unbedingt, ja!“

Jonas widerfahren zunehmend Dinge, die das Vorhandensein einer anderen Dimension neben der für uns wahrnehmbaren Wirklichkeit nahelegen. Und diese anderen Wirklichkeiten gewinnen eine bedrohliche Macht über ihn und seine Umgebung...

Jonas als ein Held, der vor allem um eine klar ausformulierte Weltsicht und eine greifbare Identität ringt, verliert sich in den unlenkbaren Wegen seines eigenen Unbewussten.

Auszüge aus dem Roman / Dialoge

**1. Anfangsdialog**

*Jonas sitzt auf einer Parkbank. Er will gerade gehen, als ihn ein Mann anspricht.*

DER MANN: Eine Sekunde! Setzen wir uns auf die Bank vor diesem Brunnen! Ich möchte Ihnen ein Angebot machen.

JONAS: Meinen Sie mich?

DER MANN: Ich meine Sie.

JONAS: Kann es sein, dass Sie mich verwechseln?

DER MANN: Sie heißen Jonas, sind fünfunddreißig Jahre alt, und Ihre Frau heißt Helen.

JONAS: Kennen wir uns von früher?

DER MANN: Sie haben zwei Söhne, Tom und Chris. Sie arbeiten bei der Werbeagentur „Drei Schwestern.“ Ihre Mutter ist tot, Ihr Vater sechszwanzig, er lebt nach einem Schlaganfall im Pflegeheim. Geschwister haben Sie keine. Seit einiger Zeit schlafen Sie mit Marie, deren Mann Apok heißt und mit dem sie ein Kind hat.

JONAS: Sie sind ein Detektiv!

DER MANN: Ich bin etwas viel Besseres. Setzen wir uns!

JONAS: Geld?

DER MANN: Jonas, ich erfülle Ihnen drei Wünsche.

JONAS: Wie wäre es damit: Sie vergessen, was Sie wissen, lassen mich gehen und erschrecken mich nie wieder?

DER MANN: Ich meine es ernst. Drei Wünsche.

JONAS: Hören Sie auf. Was wollen Sie?

DER MANN: Ich will Ihnen drei Wünsche erfüllen.

JONAS: Ich kann mich täuschen, aber ich glaube, im Märchen verströmt die Fee nie so einen Biergeruch.

DER MANN: Ich bin keine Fee, und das hier ist kein Märchen. Ich erfülle Ihnen drei Wünsche. Nennen Sie sie!

JONAS: Sie meinen das wirklich ernst?

DER MANN: Vollkommen.

JONAS: Ach du je. Lassen Sie mich mal überlegen.

DER MANN: Nur zu.

JONAS: Drei Wünsche. Und wieso? Weshalb ich? Und wie können Sie sie mir erfüllen, wenn Sie keine Fee sind?

DER MANN: Bleiben Sie bei der Sache, Jonas. Die Wünsche.

JONAS: Aber was gehen denn Sie meine Wünsche an? Ich weiß ja gar nicht, wer Sie sind!

DER MANN: Ich bin derjenige, der Ihnen drei Wünsche erfüllt.

JONAS: Wir drehen uns da im Kreis, scheint es.

DER MANN: Das ist nicht meine Schuld.

JONAS: Hören Sie! Ein Mensch mit Goldkettchen, weißem Anzug und Bierfahne will mir drei Wünsche erfüllen!

Das ist ja –

DER MANN: Das ist auch nicht meine Schuld. Wie ich aussehe, bestimmen Sie.

JONAS: Jetzt reicht es aber! Ich haue ab!

Sagen Sie ehrlich, was Sie von mir wollen. Mich erpressen? Wenn Sie so viel über mich und meine Lebensumstände wissen, dann wissen Sie auch, was bei mir zu holen ist. Und warum Leid verursachen? Wenn Maries Mann etwas erfährt – er ist Diabetiker, ständig krank, fast ein Pflegefall, weder physisch noch psychisch belastbar, ein armer Teufel eben. Warum so jemanden verletzen? Welchen Sinn hätte das? Und meine Frau, lieber nicht daran denken!

DER MANN: Sie nehmen mich nicht ernst, und das ist ein Fehler. Nennen Sie mir Ihre drei Wünsche.

JONAS: Also schön. Sie können mir drei Wünsche erfüllen?

DER MANN: So ist es.

JONAS: Welche ich will?

DER MANN: Welche Sie wollen.

JONAS: So. Ich könnte mir wünschen zu erfahren, ob das Leben einen Sinn hat. Nicht? Oder ob Sterben einen Sinn hat. Bloß könnten Sie nicht beweisen, dass Ihre Antwort stimmt.

DER MANN: Fahren Sie fort!

JONAS: Ich hätte gern mehr über den Tod gewusst, ehe ich sterbe.

DER MANN: Ja?

JONAS: Ich hätte vielleicht gern gewusst, wie es ist, knapp davonzukommen. Um ein Haar an großem Unheil vorbeizuschlittern, verstehen Sie?

DER MANN: Fahren Sie fort!

JONAS: Wissen Sie, was ich mir schon lange wünsche? Weniger träge zu sein. Mehr zu unternehmen. Mich aufraffen zu können. Aktiver zu sein, neugieriger, lebendiger. Neues auszuprobieren!

DER MANN: Fahren Sie fort!

JONAS: Ach, Sie können sich gar nicht vorstellen, was ich alles wissen will. Verstehen will. Ich verstehe nämlich nichts. Habe nie etwas verstanden und werde nie etwas verstehen. Ich will wissen. Unbedingt, ja!

DER MANN: Sind wir fertig?

JONAS: In Zukunft oder Vergangenheit schauen. Will das nicht jeder? Einen Blick auf das werfen, was gewesen ist? Auf das, was kommt?

DER MANN: Das wünschen Sie sich nicht

JONAS: Vor allem möchte ich verstehen! Ich will die Dinge und Verhältnisse verstehen, wenigstens ein wenig, ich verstehe sie nämlich nicht, ich habe von Grund auf nichts von der Welt verstanden, habe keine Antworten, und nichts außer weiterzuleben fällt mir ein. O ja, Herr Detektiv. Zumindest ein paar Hypothesen hätte ich gern, denn ich habe nicht einmal die. Wenn mich jemand fragt, will ich antworten können. Das wäre schön.

DER MANN: Das wäre schön?

JONAS: Drei Wünsche! Ich könnte mir wünschen, mein Verhältnis zu den Menschen zu verstehen, richtig? Größe könnte ich mir in meinem Leben wünschen, Dramatik und Besonderheit. Ich könnte mir wünschen, ein anderer zu sein, ein reicher Erbe, der ... Ich könnte mir einen sinnvollen Tod wünschen, damit er besser zu ertragen ist. Ich könnte mir wünschen, einen Feind – den ich nicht habe – töten zu lassen, theoretisch wohlgemerkt, denn praktisch würde ich das niemals tun. Ich könnte mir wünschen, die Dinge zu erfassen, wie sie sind, ja? Die Dinge erkennen und verstehen? Ja?

DER MANN: Fahren Sie fort!

JONAS: Aber (*Jonas bekommt Schluckauf*) ich wünsche das alles nicht. Ich wünsche mir: mehr Wünsche. Ich wünsche mir, dass sich alle meine Wünsche erfüllen. Dies ist mein erster Wunsch, und auf die anderen zwei kommt es nun nicht mehr an, ich schenke sie Ihnen.

DER MANN: Ausgezeichnet, das ist wunderbar!

JONAS: Wenn das so ist, wünsche ich mir als Erstes, dass wir von dieser Bank aufstehen und in entgegengesetzte Richtungen auseinandergehen.

DER MANN: Von morgen an, Jonas, erfüllen sich Ihre Wünsche. Zwei Dinge noch: Geben Sie Ihren Wünschen Zeit, sich zu entfalten. Und: Sie können sich keine anderen Wünsche wünschen.

JONAS: Vielleicht wird mir das jetzt eine Spur zu spitzfindig.

DER MANN: Wir sind schon fertig.

JONAS: Und nun? Werden Sie uns verraten?

DER MANN: Neun Schluck Wasser.

JONAS: Was?

DER MANN: Gegen den Schluckauf.

JONAS: Ich habe hier kein Wasser.

DER MANN: Sie brauchen es nicht. Sie halten die Hand, als würden Sie ein Glas fassen, neigen den Kopf nach hinten und trinken langsam neun Schluck Wasser.

JONAS: Was ist in dem Aktenkoffer?

DER MANN: Das möchten Sie nicht wissen.

JONAS: Ich dachte, mir werden nun alle Wünsche erfüllt! Was ist im Koffer? Ziehen Sie sich aus, stecken Sie sich eine Kinderschaufel in den Hintern und tanzen Sie über die Wiese! Los!

DER MANN: Sie verstehen mich ganz falsch. Es geht nicht darum, was Sie wollen, sondern darum, was Sie sich wünschen. Mein Koffer ist Ihnen im Grunde doch egal. Was wünschen Sie sich, Jonas?

**2. Seine Kollegin Nina macht mit Jonas ein Interview**

JONAS: Schreibst du hier Tagebuch?

NINA: Nein, ich habe ein paar Fragen an dich. Kann es losgehen?

JONAS: Hast du eine Liste gemacht?

NINA: Ganz recht, und ich möchte sie abarbeiten. Bereit?

JONAS: Mir wäre es lieber, wir sitzen hier weiter nett, trinken etwas und unterhalten uns. Über deinen Familienstammbaum. Über die Agentur. Was weiß ich.

NINA: Darüber reden wir noch. Jetzt sitzen wir nett, trinken etwas, ich frage dich, und du antwortest!

JONAS: Das ist keine Unterhaltung, sondern ein Interview.

NINA: Können wir?

NINA: Wieso ist uns egal, was in Afrika passiert?

JONAS: Weil die Menschen dort schwarz sind.

NINA: So einfach ist das?

JONAS: So einfach ist das.

NINA: Glaubst du an Vorbestimmung?

JONAS: Nein. Ich glaube daran, dass nichts vorbestimmt ist und dass sich jeder Mensch bewusst entscheiden muss, ob er für das Gute oder besser: im Guten leben will oder nicht.

NINA: Warte mal, nicht so schnell!

JONAS: Wozu schreibst du das denn auf?

NINA: Wieso kriegt der eine AIDS, der andere nicht? Wieso wird die eine reich und ihre Freundin todkrank? Wieso Unfälle? Wieso Glück?

JONAS: Du lieber Himmel, woher soll denn ich das wissen?

NINA: Was glaubst du?

JONAS: Keine Ahnung!

NINA: Aber was glaubst du?

JONAS: Wieso glaubst du, dass ich dazu eine Meinung habe? Was soll ich wissen? Ich weiß gar nichts. Die meisten Fragen sind mir gleichgültig, entweder weil ich ihnen traurigerweise geistig nicht gewachsen bin, oder weil mir ihre Beantwortung keinen Nutzen bringen würde. Moment, ich passe. *(Geht zur Toilette und kommt zurück.)* Das da drinnen ist ein Taubstummentreffpunkt oder so was.

NINA: Glück oder Unglück? Warum?

JONAS: Also gut. Diese Welt ist absurd. Ganz ohne eine mir ersichtliche Ordnung, und doch gibt es wohl eine. Also würde es mich nicht verwundern, wenn es grotesk banale Dinge wären, die beeinflussen, ob ein Leben gut oder schlecht verläuft. Etwas, worauf wir nie kommen würden. Vielleicht hat da jemand Humor? Und wir erfahren im Jenseits zum Beispiel: Beten hilft nichts.

Ein Leben im Guten hilft nichts. Aber: Farben sind das Wichtigste. Wer immer helle Farben trägt, der wird alt und reich und glücklich. Ich kann nicht fassen, dass du das aufschreibst.

NINA: Es gibt eine Zeitmaschine. Du darfst drei Reisen antreten. Jede dauert drei Tage. Wohin fährst du?

JONAS: Die erste: San Francisco 1968. Die zweite: Braunau am Inn 1889. Die dritte:

Jerusalem 27.

NINA: Wieso die drei?

JONAS: Spaß, Pflicht, Interesse.

NINA: Welche Pflicht?

JONAS: Na, das Kindlein am Älterwerden hindern.

NINA: Was bedeutet Zufall?

JONAS: Zufall ist alles. Dass sich Lennon und McCartney getroffen haben, war

Zufall. Dass Jagger und Richards gemeinsam in der Sandkiste gespielt haben, war Zufall. Wer weiß, wie viele große Talente knapp dran waren, sich aber gegenseitig um einen Wimpernschlag verpasst haben, denjenigen nicht getroffen haben, den sie gebraucht hätten, um ihr volles Potenzial zu entfalten. Und jetzt arbeiten sie an der Tankstelle –

NINA: Ich komme nicht mehr mit, die Stichworte müssen reichen. Was war mit der Tankstelle?

JONAS: Irgendwo auf der Welt schläft gerade eine Frau mit ihrem Mann, die meine Frau geworden wäre, hätte ich



am dritten Juli vor acht Jahren abends meine Hemden in die Reinigung gebracht, anstatt es auf den nächsten Tag zu verschieben.

NINA: Glaubst du?

JONAS: Im konkreten Fall nicht. In meinem Fall nicht, grundsätzlich schon. Irgendwo schläft ein Mann mit einer Frau, der dein Mann geworden wäre ... und so weiter. Was mich anbelangt, so hatte ich das Unglück, eine bestimmte Person nicht früher kennengelernt zu haben. Ehe wir beide entschieden haben, uns mit anderen zu vermehren. Das musst du nun aber wirklich nicht aufschreiben. Gespräche mit Jonas. Wäre doch ein guter Buchtitel. Ein Renner. Warum stehst du auf?

NINA: Wo ist die Toilette? *(Geht zur Toilette und kommt zurück.)*

NINA: Hast du ein Weltbild?

JONAS: Steht das in deinem Block, oder ist dir die Frage beim Betrachten der Toilettenwände eingefallen?

NINA: Würdest du sagen, du hast ein klares Weltbild?

JONAS: Heutzutage gibt es kein Weltbild, es gibt allenfalls Weltbilder. Vielleicht Weltfilme. Die Menschen sagen, die Welt sei kleiner geworden, wovon reden die bitte, das ist ein fundamentaler Irrtum, sie ist viel, viel größer geworden! Und wächst weiter!

NINA: Glaubst du an Gott?

JONAS: Es ist nicht so, dass ich nicht an Gott glaube. Ich glaube bloß den Menschen nicht.

NINA: Was heißt das?

JONAS: Ich glaube, dass wir in einer Art Computersimulation leben. Zumindest gefällt mir der Gedanke. Nein, er gefällt mir überhaupt nicht, aber ich finde ihn bedenkenswert. Das klingt vielversprechend. Und was heißt das? Dass unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit möglicherweise falsch sind. Unser Religionsbegriff ist ein Missverständnis, weil er voraussetzt, dass Gott uns ähnlich ist. Das glaube ich aber nicht. Ich glaube, dass wir Computerchips sind, die nach dem, was wir als Tod bezeichnen, in ein Regal gelegt und bei Bedarf hervorgeholt werden, damit sich wer auch immer den Film unseres Lebens ansehen kann. Aber im Grunde ist es egal, ob da draußen Gott sitzt oder ein Programmierer. Höchstens fragt man sich, wer die Programmierer programmiert hat.

Nina: Wie meinst du das mit den Filmen?

Jonas: Was sehen wir heute an? Afrikanischer Drogendealer in Europa. Schnelldurchlauf. Kindheit in Kano, sieben Geschwister, keine Schule. Als Jugendlicher nach Abuja. Erste kleine Betrügereien und Diebstähle. Flucht nach Lagos wegen einer Frau. Von dort auf dem Landweg nach Ceuta. Nach einem Jahr im Elend auf einem Seelenverkäufer nach Spanien, gelangt nach Deutschland, verkauft Drogen, stirbt bei einem Fußballspiel im Obdachlosenmilieu an einem Herzinfarkt. Film ist zu Ende, Chip geht zurück in den Schrank. Der Programmierer holt sich den Film einer Jüdin, die 1943 in Theresienstadt umkommt. Nach alldem etwas Heiteres. Er sieht sich den Lebensfilm eines Baseballstars an, dann den von Heinrich Schliemann, danach den eines römischen Imperators. Vielleicht sieht er sie sich nicht allein an, vielleicht gibt es Kinos? Er sieht sich gern die Filme von Jesus und Vincent van Gogh und Thomas Edison an und die großer Liebender, aber auch die anderen, die kleinen, den von Elvis Presleys Fahrer und den der Nachbarin des Fahrers, er sieht sie sich alle an. Natürlich sieht er sie sich nicht an, wie wir uns das vorstellen, mit einem Projektor oder auf DVD, sondern erlebt sie, und auf diese Weise werden sie ein Teil von ihm. Vermutlich sieht er sich noch ganz andere Sachen an, die wir uns nicht vorstellen können.

NINA: Klingt, als wäre Gott uns doch sehr ähnlich. Glaubst du wirklich, dass wir in einer Computersimulation leben?

JONAS: Na ja, du vielleicht nicht, aber ich bestimmt.

JONAS: Weltausschaltcode.

NINA: Wie?

JONAS: Vielleicht gibt es ein Kürzel am Computer, das die ganze Welt ausschaltet. Es wird einfach finster, alles hört auf, wenn eines Tages jemand Strg + 234 535fghtehj\*\$&! eingibt.

Kleiner Scherz des Programmierers? Kommt ja niemand drauf. Weißt du, warum ich Silvester mag? Weil sich jeder erinnern kann, wo er war. Wo warst du letztes Silvester?

NINA: Bei Phil, wegen der Dachterrasse, wo sonst? Um Mitternacht habe ich mir gewünscht, im kommenden Jahr Isländisch zu lernen. Es gab belegte Brote und Sekt, und alle trugen Kleidung aus den 1920er-Jahren.

JONAS: Siehst du, das meine ich. Auch ich weiß genau, was ich in dieser Zeit gemacht habe. Jeder weiß, wo er war, und jeder weiß, was er speziell um Mitternacht gedacht, gesagt und getan hat, allerdings nur innerhalb derselben Zeitzone. Und da sehe ich das Problem.

NINA: Das Problem?

JONAS: Nicht Problem, ich finde es schade. Schade, dass nicht die ganze Welt, alle sechs oder sieben Milliarden Menschen, eine Sekunde zugleich bewusst erleben kann. Sagen wir, jedes Jahr am neunten April um zwölf Uhr mittags mitteleuropäischer Zeit besinnen sich alle auf das, was sie gerade tun, verbringen diese Sekunde ohne Ablenkung, denken sich: Das ist hier und jetzt. So ist es, so wird es gewesen sein.

NINA: Eine Frage habe ich noch. Gehören Sex und Liebe zusammen? Was ist das Verhältnis von Sex und Liebe, wenn möglich in einem Satz zusammengefasst?

JONAS: Kann ich nicht sagen. Das ist für jeden anders.

NINA: Stimmt wohl. Wir könnten immerhin versuchen herauszufinden, wie es für dich ist und wie für mich.

JONAS: Könnten wir das?

Nina: Ja, das könnten wir.

JONAS: Und wann könnten wir das?

NINA: Wie wäre es mit heute?

JONAS: Heute?

NINA: Ja, heute.

JONAS: Ist mir recht.

### 3. Jonas und seine Freundin Marie bei einer Bergwanderung.

*Sie betrachten eine Inschrift in einer hoch gelegenen Felswand.*

JONAS: Was ist da?

MARIE: Komm, lass uns gehen.

JONAS: Sieht aus wie eine Inschrift. Was meinst du?

MARIE: Principium Deus aeternus finisque beatus. Ich verstehe. Das ist alt. Können wir weitergehen? Mir gefällt es hier nicht.

JONAS: Wie alt ist es denn, was schätzt du?

MARIE: Wissen ist besser als schätzen.

JONAS: Wissen wird schwierig. Mindestens zweihundert Jahre –

MARIE: Wissen wird gar nicht schwierig. Gib mir eine Sekunde. *(Marie streicht mit den Fingern über jeden einzelnen der eingravierten Buchstaben.)*1630.

JONAS: Schätzt du?

MARIE: Weiß ich. Wenn ich mich nicht verrechnet habe. Das ist ein Chronogramm.

JONAS: Ich kenne den Begriff, weiß aber nicht, was er bedeutet.

MARIE: Ein Satz oder Vers, in dem Zahlen verschlüsselt sind.

JONAS: Manche Buchstaben sind dicker als andere!

MARIE: Fangen wir an. In Principium das I, das C, noch ein I, das IVM ...

JONAS: D, V, V, I, I, V, V, ich verstehe. Und das ...

MARIE: ...das heißt 1+100+1+1+5+1000+500+5+5+1+1+5+5. Macht 1630.

JONAS: Wann hast du für den Geheimdienst gearbeitet?

MARIE: Wahrscheinlich nach dem Romanistikstudium?

JONAS: Da lernt man so etwas?

MARIE: Aber sicher. Verstehst du die Inschrift?

JONAS: Nicht ganz, ich scheitere am Prinzip.

MARIE: Eben nicht Prinzip, sondern Anfang. Anfang und glückliches Ende ... nein, das kann man schöner ... Moment. Ich habs! Anfang zugleich ist der ewige Gott und seliges Ende.

JONAS: Was bedeutet das? Was könnte hier geschehen sein?

MARIE: Nichts Schönes, vermute ich. Mir gefällt der Platz überhaupt nicht. Ich war hier schon mal, oder jedenfalls an einem Ort, der so ähnlich aussieht.

JONAS: Bei welcher Gelegenheit?

MARIE: Ich will weg.

JONAS: Ist etwas mit dir? *(Marie ab, Jonas hinterher.)*

**4. Jonas und Marie im Urlaub. Jonas hat Angst vor der Macht seiner Wünsche.**

JONAS: Kennst du das Problem, einen Gedanken nicht denken zu wollen?

MARIE: Das geht mir die ganze Zeit so. Und da brauche ich gar nicht an meine unbezahlten Rechnungen zu denken, es genügt schon, in einer Restauranttoilette zu stehen.

JONAS: So meine ich es nicht. Ich meine es buchstäblich, wie ich es sage. Ich denke um einen Gedanken herum. Er ist da, das weiß ich, aber ich will mit ihm nichts zu tun haben.

MARIE: Den will ich hören! Was ist das für ein Gedanke?

JONAS: Seit ein paar Wochen geht das so. Ich lasse ihn nicht zu. Ich sehe ihn, und – aus! Weg! Schwarz ist der Bildschirm! Du kennst ja das Gedankenspiel: Du denkst dir, diese Sache wirst du Person XY sagen, und dann denkst du dir, du wirst dann daran denken, dass du damals, jetzt also, dir schon vorgestellt hast, wie es sein würde, es XY zu sagen, und dann denkst du dir, du wirst dich daran erinnern, dass du sogar das dir damals, jetzt also, schon gedacht hast, und so weiter und so weiter?

MARIE: Das kenne ich allerdings, aber so wie du es erzählst, klingt es mehr nach einer Zwangsstörung.

JONAS: Jedenfalls erlebe ich genau das gerade, in dieser Sekunde. Ich erwähne den Gedanken, um den ich herumdenke, und denke daran, wie ich daran dachte, ob ich wohl jemals jemandem davon erzählen würde, und wenn ja, ob du es sein würdest. Und denke daran, dass ich daran dachte, dass ich daran dachte, ob ich dir erzählen würde, dass ...

MARIE: Bitte, komm endlich auf den Punkt!

JONAS: Seit ein paar Wochen denke ich weg, sowie der Gedanke auftaucht. So wie man wegsieht, wenn man auf der Straße Zeuge eines Unfalls mit schaurigen Details wird, oder wenn auch nur im Restaurant jemand unappetitlich isst, so denke ich weg.

MARIE: Ruf sie an!

JONAS: Wen?

MARIE: Anne!

JONAS: Ich rede nicht von Anne, es hat nichts mit Anne zu tun!

MARIE: Womit also?

JONAS: Glaubst du, jemand würde wollen, dass geliebte Menschen sterben, Städte nachts unter Wasser stehen, Leute im Wald von Tieren zerhackt werden und er selbst frei im Weltall schwebt?

MARIE: Ja, Stalin!

JONAS: Bleib ernst! Würde das jemand wollen?

MARIE: Eher nicht.

JONAS: Eben. Nur Stalin. Deshalb geschehen diese Dinge, wenn sie geschehen, zufällig. Richtig?

MARIE: Du sprichst von dir? Du schwebst im Weltall?

JONAS: Quatsch, du siehst mich ja vor dir. Ist das nun alles Zufall, ja oder nein?

MARIE (*imitiert mit starrem Blick eine Computerstimme*): Ich habe nicht genug Informationen.

JONAS: Mehr Informationen gibt es nicht, weil ich um den Gedanken herumdenken muss.

MARIE: Ach, Jonas. Wo bist du schon wieder?

**5. Jonas und Marie beim Picknick. Sie tauschen Kindheitserinnerungen aus.**

MARIE (*hält den Salzstreuer hoch*): Eines der großen Rätsel meiner Kindheit.

JONAS: Inwiefern?

MARIE: Als Kind fragte ich mich immer, wie es denn möglich sei, dass es genug Salz für alle gibt. Ich hatte von Salinen und Salzabbau gehört, und es erschien mir ungeheuer, dass auf diese Weise genug Salz für alle da sein könnte. Wenn meine Mutter schon eine Handvoll davon in einen Topf schüttete, nur um Nudeln zu kochen – wie ging das? Millionen und Millionen von Kochtöpfen, Tag um Tag! Wie konnte man genug Salz abbauen für uns alle?

JONAS: Das verstehe ich ehrlich gesagt heute noch nicht.

MARIE: Und was war dein größtes Rätsel? In der Kindheit?

JONAS: Da muss ich nachdenken.

MARIE: Schnell!

JONAS: Wieso schnell?

MARIE: Weil so etwas spontan beantwortet werden muss!

JONAS: Ob die anderen leben. Das war es.

MARIE: Ob die anderen leben?

JONAS: Ich fragte mich, ob die anderen Menschen wirklich lebten, oder ob sie nur für mich gemacht waren. Ob sie wirklich waren oder nur Hüllen, die umhergingen.

MARIE: Solipsist! Ich erzähle Kindheitserinnerungen von Salz und Kochtöpfen, und du konterst mit existenziellem Horror! Angeber!

JONAS: Na ja, du hast gefragt.

MARIE: Aber wieso dachtest du das?

JONAS: Ich konnte mir nicht vorstellen, dass bei all dem Unglück, das diese Welt prägt, reale Menschen real leiden mussten. Das heißt, ich konnte es mir durchaus vorstellen, doch glauben konnte ich es nicht.

MARIE: Wie kamst du auf diesen Gedanken? Oder war er immer schon da?

JONAS: Der Nachbar.

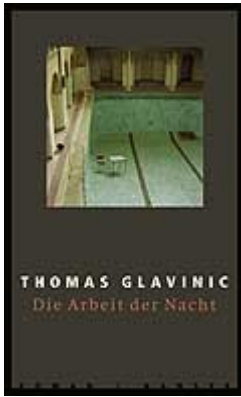
MARIE: Ja? Der Nachbar? Der hats dir gesagt?

JONAS: Ich konnte nicht glauben, dass die anderen fühlen. Dass der Nachbar, der damals von der Kehrmaschine zerquetscht worden war, das auch wahrhaftig erlebt hatte. Seine Schmerzen ergaben für mich keinen Sinn. Warum lag er da vor Angst zitternd unter der Maschine, ausweglose letzte Sekunden erleidend? Für wen? Diese Angst war ja nichts als Blödsinn! Wozu war sie gut? Wem nützte sie? Er konnte nicht wirklich Angst haben, er durfte nicht wirklich Angst haben, denn sonst war diese Welt ein Schlachthaus. Schließlich kam ich auf die Lösung: Es geschah nur für mich! Vielleicht, damit ich mich vor Kehrmaschinen hütete oder damit ich ihn überhaupt sah, den Tod. Doch der Nachbar litt nicht wirklich. Er erlebte es nicht wirklich, weil es den Tod für ihn gar nicht gab.

MARIE: Hast du diese Idee mittlerweile verworfen?

JONAS: Hm.

MARIE: Hm.



Buchverlag.....Hanser Verlag, Wien

Dramatisierungsrechte.....Thomas Sessler Verlag, Wien

### Titel-Information

Land.....Österreich

Genre.....Roman

Status.....erschienen im August 2006

### Synopsis

Jonas ist allein. Zuerst ist es nur eine kleine Irritation, als die Zeitung nicht vor der Tür liegt und Fernseher und Radio nur Rauschen von sich geben. Dann jedoch wird Jonas klar, dass seine Stadt, Wien, menschenleer ist. Ist er der einzige Überlebende einer Katastrophe? Sind die Menschen geflüchtet? Wenn ja, wovon? Jonas beginnt zu suchen. Er durchstreift die Stadt, die Läden, die Wohnungen und bricht schließlich mit einem Truck auf, um nach Spuren der Menschen suchen. Mit wachsender Spannung erzählt Thomas Glavinic davon, was Menschsein heißt, wenn es keine Menschen mehr gibt.

### Outline / Auszüge aus dem Roman

»Guten Morgen!« rief er in die Wohnküche.

Er trug das Frühstücksgeschirr zum Tisch, nebenbei

drehte er den Fernseher auf. An Marie schickte er eine SMS.

*Gut geschlafen? Habe von dir geträumt. Dann festgestellt, daß ich wach war. I. I. d.*

Der Bildschirm flimmerte. Er schaltete von ORF zu

ARD. Kein Bild. Er zappte zu ZDF, RTL, 3sat, RAI: Flimmern.

Der Wiener Lokalsender: Flimmern. CNN: Flimmern.

Der französische, der türkische Sender: kein Empfang.

Vor der Tür lag statt des *Kurier* auf dem Fußabstreifer nur ein alter Reklamezettel, den er aus Faulheit noch nicht entfernt hatte. Kopfschüttelnd zog er aus dem Stapel im Flur eine Zeitschrift der Vorwoche und kehrte zu seinem Kaffee zurück. Abonnement kündigen, notierte er im Geist. Schon vergangenen Monat hatte er einmal keine Zeitung bekommen.

Er blickte sich im Zimmer um. Über den Boden verstreut lagen Hemden, Hosen und Strümpfe. Auf der Anrichte stand das Geschirr vom Vorabend. Der Müll roch. Jonas verzog das Gesicht. Er sehnte sich nach ein paar Tagen am Meer. Er hätte Marie begleiten sollen. Trotz seiner Abneigung gegen Verwandtschaftsbesuche.

[...]

Er setzte sich an den Computer, um Mails abzurufen und die Weltnachrichten zu überfliegen. Die Startseite des Browsers war die

Homepage von Yahoo. Statt dessen erschien eine Servererror-Meldung.

»Ja Himmeldonnerwetter noch einmal!«

Da ihm noch Zeit blieb, wählte er die Nummer von Telekabel. Das Band, das Anrufer weitervermittelte, schaltete sich nicht ein. Er ließ es lang läuten.

An der Bushaltestelle entnahm er dem Aktenkoffer die Wochenendbeilage der Zeitung, für die er an den Tagen zuvor keine Zeit gehabt hatte. Die Morgensonne blendete ihn. Er suchte in den Jackentaschen, doch dann erinnerte er sich, daß die Sonnenbrille auf dem Garderobenkästchen lag. Er sah nach, ob Marie schon zurückgeschrieben hatte. Er nahm die Zeitung wieder auf und blätterte zu den *Schöner wohnen*-Seiten.

Es fiel ihm schwer, sich auf den Artikel zu konzentrieren. Etwas irritierte ihn.

Nach einer Weile merkte er, daß er wieder und wieder denselben Satz las, ohne den Inhalt aufzunehmen. Die Zeitung unter den Arm geklemmt, machte er ein paar Schritte. Als er den Kopf hob, stellte er fest, daß außer ihm niemand zu sehen war. Daß kein Mensch da war und daß keine Autos fahren.

Ein Scherz, kam ihm in den Sinn. Und: Es muß Feiertag sein.

Ja, das erklärte einiges: ein Feiertag. An einem Feiertag lassen sich die Techniker von Telekabel mehr Zeit, um eine defekte Leitung zu reparieren. Und die Busse fahren in längeren Intervallen. Und es sind weniger Leute auf der Straße. Bloß war der 4. Juli kein Feiertag. Jedenfalls nicht in Österreich.

Er lief zum Supermarkt an der Ecke. Geschlossen. Er legte die Stirn gegen die Scheibe und beschattete die Augen mit den Händen. Niemand zu sehen. Also doch Feiertag. Oder ein Streik, dessen Ankündigung er verpaßt hatte.

Während er wieder auf die Haltestelle zuing, blickte er sich um, ob der 39A nicht doch um die Ecke bog.

Er rief Maries Mobiltelefon an. Sie meldete sich nicht. Nicht einmal das Band schaltete sich ein.

Er wählte die Nummer seines Vaters. Auch der meldete sich nicht.

Er versuchte es im Büro. Niemand hob ab. Weder Werner noch Anne waren zu erreichen.

Verwirrt steckte er das Telefon in die Sakkotasche. In diesem Moment wurde ihm bewußt, daß es vollkommen still war.

Er ging zurück in die Wohnung. Er schaltete den Fernseher ein. Flimmern. Er schaltete den Computer ein. Server error. Er schaltete das Radio ein. Rauschen.

Mit dem Auto unternimmt Jonas die ersten Erkundungs-Touren durch Wien. Nirgends regt sich etwas, die Straßen sind leer. In der Wohnung seines Vaters ist niemand, am Westbahnhof ist niemand, am Flughafen ist niemand ... Von den Menschen fehlt jede Spur. Nichts deutet auf eine Katastrophe hin. Nicht einmal Anzeichen für einen überstürzten Aufbruch sind festzustellen. Fest steht nur: Es ist niemand mehr da. Und: In keiner Zeitung von dem Tag vor der Katastrophe ist irgendein besonderer Hinweis zu finden. Als Jonas in den Schönbrunner Zoo fährt, bestätigt sich sein Verdacht, dass die Tiere dasselbe Schicksal ereilt hat, wie die Menschen. Gibt es überhaupt noch

Leben außer ihm?

Diese Frage soll Jonas fortan weitaus mehr beschäftigen, als die Frage, was passiert ist. Seine Suche nach anderen Überlebenden führt ihn in den Stephansdom, auf den Millennium-Tower, den Donauturm, in den Prater. Im Burgtheater läuft er in die Requisite, schleppt alte Bühnenbilder und Kostüme auf die Bühne und türmt sie zu einem großen Haufen auf.

Überall versucht er, Zeichen zu hinterlassen. Schmiert seine Telefonnummer mit Plakatschreiber auf Bildschirme, auf Menütafeln, auf riesige Pergamente. Bespricht seine Mailbox mit eindringlichsten Bitten um Kontaktaufnahme. Sprüht ein riesiges HILFE auf den Heldenplatz.

So viel er auch unterwegs ist, nirgendwo trifft er auf anderes Leben. Dennoch hat er ständig das Gefühl, dass ihn jemand beobachtet, und Angst davor, aus dem Hinterhalt angefallen zu werden. Aus einem Waffengeschäft holt er sich eine Pumpgun, ohne die er bald nicht mehr aus dem Haus geht.

In einem Elektrogeschäft besorgt er sich mehrere Videokameras und Stative. Er stellt die Kameras an großen Straßenkreuzungen auf, eine hinterlässt er auf der Reichsbrücke, eine vor dem Requisitenhaufen im Burgtheater, eine im Stephansdom. Als er sich später die Aufzeichnungen anschaut, hat er Mühe, die Augen offen zu halten: Bis auf ein paar herumfliegende Plastiktüten auf den Straßen wirken die zwei Stunden langen Videos wie Standbilder. Dennoch beantworten sie eine für Jonas immer wichtiger werdende Frage: Was mit den Dingen geschieht, wenn sie niemand sieht. Existiert die Welt überhaupt, wenn sie nicht von einem belebten Subjekt wahrgenommen wird? Die verlassene Kreuzung in Brigittenau hat durch die Aufzeichnung, wenn auch um ein paar Stunden versetzt, in Jonas ein Gegenüber. Jemanden, der registriert, dass sie zwei Stunden lang verlassen dalag. Und Jonas? Wodurch existiert er, wenn niemand seine Existenz wahrnimmt?

Um sich das fehlende Gegenüber zu ersetzen, kommt Jonas auf die ausgefallensten Ideen. Er beschriftet Karteikarten mit zufälligen Anweisungen, steckt sie sich in die Hosentasche und holt immer mal wieder eine hervor, wenn er nicht weiter weiß. Er knackt einen Mercedes mit Navigationssystem, verklebt eine Brille so, dass er nur noch einen winzigen Ausschnitt der Fahrbahn sehen kann, gibt blind irgendein Ziel ein und lässt sich dann davon überraschen, wohin er von der Computerstimme gelenkt wird.

Ehe er ins Bad ging, legte er eine leere Audiokassette in den Rekorder und drückte die Aufnahmetaste.

Direkt vor dem eingebauten Mikrofon des Rekorders sagte er:

»Hallo, Jonas.«

Mit geschlossenen Augen zählte er bis fünf.

»Ich freue mich, mit dir zu sprechen. Wie geht es dir?«

Drei, vier, fünf.

»Bist du ausgeschlafen? Verspannt?«

Fast eine Dreiviertelstunde sprach er. Er bemühte sich, gleich wieder zu vergessen, was er gesagt hatte. Ein Klicken des Rekorders verriet, daß die Kassette zu Ende war. Er spulte zurück. Unterdessen zog er sich fertig an.

Vom Festnetz aus wählte er die Nummer seines Mobiltelefons.

Dieses läutete, er hob ab. Den Hörer des Festnetztelefons legte er seitwärts auf den Boden. Er stellte den Rekorder dicht davor. Drückte die Wiedergabetaste. Einen zweiten Rekorder postierte er daneben. Er legte eine Kassette ein, drückte die Aufnahmetaste. Das Gewehr über der Schulter, das Handy in der Linken, zog er die Wohnungstür zu.

Er kreuzte durch Döbling. Fuhr durch Straßen, die er nie zuvor betreten hatte. Das Handy preßte er ans Ohr, um nichts zu versäumen. Mit der anderen Hand lenkte und schaltete er.

»Hallo, Jonas.«

Beinahe streifte er mit dem Wagen einen Müllcontainer am Straßenrand.

»Ich freue mich, mit dir zu reden. Wie geht es dir?«

»Danke, den Umständen entsprechend.«

»Bist du ausgeschlafen? Verspannt?«

Wen er da hörte, das war er. Vor einer Stunde hatte er diese Sätze gesprochen. Und nun geschahen sie, geschahen wieder.

In diesem Moment wurden sie zu etwas, das sich ereignete.

Das konkrete Auswirkungen hatte auf die Gegenwart.

»Ausgeschlafen und nicht verspannt«, murmelte er.

Ihm fiel der Unterschied auf zwischen der Stimme aus dem Hörer und jener, die er in sich vernahm. Die im Hörer klang höher und weniger einnehmend.

»Es ist 12.32 Uhr. Und bei dir?«

»Bei mir ist es 13.35 Uhr«, antwortete er nach einem Blick auf die Armaturen.

Er erinnerte sich, wie er in seiner Wohnküche vor dem Rekorder gekniet und diese Sätze auf das Band gesprochen hatte. Er sah vor sich, wie er mit dem Ring an seinem Finger spielte, das Muster auf seiner Kaffeetasse betrachtete, das Hosenbein umstülpte. Er entsann sich, was er gedacht hatte, als diese Sätze gesprochen worden waren. Jenes war vergangen, dieses war jetzt. Und doch hatte das eine mit dem anderen zu tun.

»An der nächsten Kreuzung fährst du nach links. Dann gleich nach rechts. Bei der übernächsten Gelegenheit wieder links. Vor dem zweiten Haus auf der rechten Straßenseite hältst du.«

Jonas folgt seinen eigenen Anweisungen und durchstöbert eine Villa, wie er zuvor schon unzählige andere Wohnungen untersucht hat. Überall sieht es aus, als seien die Bewohner höchstens kurz Zigaretten holen gegangen. Doch keiner von ihnen wird zurückkehren, das ahnt Jonas bereits.

Immer wichtiger wird für Jonas die Überwachung seiner Umgebung mittels der Kameras. Eines Nachts richtet er sogar eine Kamera auf sein Bett und filmt seinen eigenen Schlaf. Als er das Video am nächsten Tag ansieht, hört er den Schläfer nach anderthalb Stunden unverständliche Sätze murmeln. Für die nächste Nacht stattet Jonas sich mit zwei Kameras aus, eine filmt sein Gesicht ganz aus der Nähe.

Der Schläfer wälzte sich wie üblich von einer Seite zur anderen. Zuweilen erklang Schnarchen.

Der Schläfer warf die Decke ab.

Jonas beugte sich vor. Ohne den Blick vom Schirm abzuwenden, tastete er nach der Teetasse. Er verstand nicht, was er sah.

Der Schläfer trug eine Kapuze.

Zuvor hatte Jonas nicht genau hingesehen. Nun bemerkte er, daß der Kopf des Schläfers mit einer schwarzen Kapuze bedeckt war. Winzige Löcher für Augen, Nase und Mund waren hineingeschnitten.

Der Schläfer setzte sich aufrecht auf die Bettkante. Die Arme an den Seiten aufs Bett gestemmt, saß er bewegungslos da. Er schien in die Kamera zu blicken. Das Licht war nicht hell genug, um die Augen inmitten des schwarzen Stoffs zu erkennen.

Er saß da. Starr.



Auf eine wortlose, ungeheure Weise lag Hohn und Herausforderung in seiner Haltung. Er saß herausfordernd da.

Mit seinem schwarzen Kopf.

Jonas konnte nicht lange in diese Maske schauen. Er meinte in ein Loch zu blicken, seine Augen ertrugen die Leere nicht, er wandte sich ab.

Sah wieder hin. Starre. Ein schwarzer Kopf. Lochgesicht. Er ging ins Bad, putzte sich die Zähne. Ging auf und ab. Summte. Kehrt zum Fernseher zurück.

Schwarzer Kopf, unbewegter Körper.

Er saß da wie ein Toter.

Langsam, wie in Zeitlupe hob der Schläfer den rechten Arm. Er streckte den Zeigefinger aus. Reckte ihn in Richtung Kamera.

Verharrte.

Alles, was Jonas sieht, steht ihm zur Verfügung. Supermärkte, Baumärkte, Gasthäuser, Autohäuser – überall kann er sich, notfalls mit einem Brecheisen, Zugang verschaffen. Er kann sich in fremden Wohnungen einkleiden, sich irgendein Auto schnappen, das am Straßenrand geparkt ist, wenn er nur den Schlüssel auftreibt. Er kann bei den Nachbarn Videos anschauen, im Haus gegenüber Licht aufdrehen, in fremden Betten schlafen.

Dennoch kann er alle diese Dinge, die ihm nun allein zur Verfügung stehen, nicht sein eigen nennen. Sein altes Auto, der Toyota – das war *sein* Auto. Die Möbel seiner Eltern, Maries BHs, Seine Jeans – in diesen Dingen steckt noch Leben. Sie bergen Identität.

Jonas erinnert sich daran, wie er mit 18 zum ersten Mal auf eigene Faust verreist ist: Er fuhr damals ein nur leicht auffrisiertes Moped, eine Puch DS 50. Damit ist er allein an den Mondsee gefahren, mit einem Zelt auf dem Gepäckträger.

Er beschließt, seine damalige Reise zu wiederholen und ergattert nach langem Suchen eine alte Puch DS 50. Er besorgt sich ein Zelt, steht wie vor 15 Jahren um drei Uhr nachts auf und macht sich auf den Weg. Aber auch wenn der Mondsee noch immer derselbe ist, ist die Kluft zwischen dem heutigen Jonas und dem Jonas der Vergangenheit unüberbrückbar.

Er erinnerte sich an einen Gedanken, mit dem er sich früher oft beschäftigt hatte, mit dem er gespielt und dem er sich in den verschiedensten Ausformungen hingeeben hatte, besonders an idyllischen Orten wie diesem. Er hatte daran gedacht, daß eine beliebige Person der Geschichte, etwa Goethe, nicht mehr Zeuge des Tages wurde, den Jonas gerade erlebte. Denn er war weg.

Tage wie diesen hatte es auch früher gegeben. Goethe wandelte über die Wiesen, sah die Sonne und betrachtete die Berge und badete im See, und es gab keinen Jonas, und für Goethe war all das gegenwärtig. Vielleicht dachte er an die, die nach ihm kamen. Womöglich stellte er sich vor, was sich ändern würde. Goethe hatte einen Tag wie diesen erlebt, und es hatte keinen Jonas gegeben. Den Tag hatte es trotzdem gegeben, ob Jonas oder nicht. Und nun gab es den Tag mit Jonas, aber ohne Goethe. Goethe war weg. Oder besser: Er war nicht da. So wie Jonas nicht dagewesen war an Goethes Tag. Nun erlebte Jonas, was Goethe erlebt hatte, sah die Landschaft und die Sonne, und für den See

und die Luft spielte es keine Rolle, ob ein Goethe da war oder nicht. Die Landschaft war dieselbe. Der Tag war derselbe. Und würde in hundert Jahren derselbe sein. Dann aber ohne Jonas.

Dies hatte ihn beschäftigt. Daß es Tage geben würde ohne ihn, daß es Tage geben würde, die ohne ihn wahrgenommen würden. Landschaft und Sonne und Wellen im Wasser, ohne ihn. Jemand anderer würde es sehen und daran denken, daß schon Frühere hier gestanden waren. Dieser Jemand würde vielleicht sogar an Jonas denken. An seine Wahrnehmung, so wie Jonas an Goethe gedacht hatte. Und dann stellte sich Jonas den Tag in hundert Jahren vor, der ohne seine Wahrnehmung verstrich.

Doch nun?

Würde in hundert Jahren jemand den Tag wahrnehmen?

War jemand da, der durch die Landschaft spazierte und an Goethe und Jonas dachte? Oder würde der Tag Tag sein ohne Beobachtung, seiner reinen Existenz überlassen? Und – war es dann noch ein Tag? Gab es etwas Sinnloseres als so einen Tag? Was war die Mona Lisa an so einem Tag?

Wieder in Wien, versucht Jonas, sich die Vergangenheit Schritt für Schritt zurückzuerobern. Er bricht in die Wohnung ein, in der er aufgewachsen ist, die aber von der Familie nach dem Tod seiner Mutter vor einigen Jahren aufgegeben wurde. In der fremden Einrichtung wirkt alles auf den ersten Blick zwar total verändert – in manchen Ecken entdeckt Jonas jedoch noch Spuren von früher. In der Ecke hinterm Klo stößt er sogar auf die Inschrift, die er als kleiner Junge, zum Glück unentdeckt, dort hinterlassen hat: *Ich und der Fisch*.

Das „der“ sowie das F und das s von „Fisch“ hatte er durchgestrichen.

Jonas beschließt, die Wohnung wieder genau so einzurichten, wie sie in seiner Kindheit war. Die alten Möbel der Familie holt er aus der Wohnung seines Vaters. Er räumt dessen Keller aus und stößt auf Kisten von alten Fotos und andere Erinnerungsstücke. Der ‚Umzug‘ in die Vergangenheit wird, neben den fortlaufenden Experimenten mit Videokameras, bald zu Jonas‘ Hauptbeschäftigung.

Oft muss Jonas an seine frühere Nachbarin denken, die Frau Bender. Eigentlich war sie etwas heruntergekommen gewesen, eine alleinstehende Alkoholikerin. Aber für ihn als Kind war sie einfach wunderbar: Sie hatte ihm von der Geisterbeschwörung erzählt und von Nachrichten, die von den Toten aus dem Jenseits geschickt wurden.

Jetzt ist Frau Bender schon seit 10 Jahren tot, doch eine Nachricht hat Jonas von ihr noch immer nicht erhalten. Stattdessen erinnert er sich plötzlich daran, wie Frau Bender früher alte Fotos ausgependelt hat. Wenn der Ring an der Kette über dem Abbild eines Menschen hin- und herschwang, war dieser noch am Leben, zog er aber Kreise, war der Mensch tot.

Im Keller seines Vaters über die Fotos aus einer alten Kiste gebeugt, pendelt Jonas seine vor Jahren verstorbene Mutter aus: der Ring kreist. Er pendelt sich selbst aus: der Ring schwingt. Dann pendelt er Marie, seinen Vater, seine Kollegen aus: bei allen, die verschwunden sind, steht der Ring an der Kette ganz still.

Eines Morgens wacht Jonas auf, und in der Betonwand seines Schlafzimmers, direkt neben seinem Bett, steckt ein Messer. Er rüttelt und zieht daran, aber die Klinge bewegt sich keinen Zentimeter. Genau so geheimnisvoll, wie das Messer aufgetaucht ist, verschwindet es auch wieder: Offenbar hat der „Schläfer“-Jonas Kräfte, über die der Jonas des Tages nicht verfügt?

Der Schläfer scheint sich nun auch der Videos zu bemächtigen – in einer Nacht verschwindet die Kassette, in einer anderen gleich die ganze Kamera. Dafür tauchen Videos auf, die Jonas nicht gedreht hat:

Die Kamera war nicht auf das Bett gerichtet, und sie stand auch nicht im Schlafzimmer. Das Bild zeigte die Duschkabine

im Bad. Im Bad dieser Wohnung. In der Hollandstraße.

Jemand schien schon längere Zeit zu duschen, und zwar heiß. Das Glas der Kabinenwände war beschlagen, und oben stieg Dampf auf. Das Rauschen des Wassers war jedoch nicht zu hören. Es schien ohne Ton aufgenommen worden zu sein.

Nach zehn Minuten begann sich Jonas zu fragen, wie lange diese Wasserverschwendung noch andauern würde.

Zwanzig Minuten. Er war so müde, er mußte auf doppelte Geschwindigkeit schalten. Dreißig Minuten, vierzig. Eine Stunde. Die Badezimmertür war geschlossen, und der Raum füllte sich zunehmend mit Dampf. Die Tür zur Duschkabine war nur noch zu erahnen.

Nach zwei Stunden war auf dem Bildschirm nur noch eine zähe graue Masse zu sehen.

Eine weitere Viertelstunde danach begann die Sicht rasch besser zu werden. Die Badezimmertür kam ins Bild, sie stand nun offen. Ebenso jene zur Duschkabine.

Die Kabine war leer.

Das Band endete, ohne daß jemand zu sehen gewesen war.

Immer häufiger tauchen solche Videos auf. Einmal sieht man eine ganz in weiß gekleidete, weiß geschminkte Gestalt in einem leeren Raum. Einmal Jonas' tote Mutter.

Jonas beschließt, herauszufinden, was es mit der Wand in seinem Schlafzimmer auf sich hat, der sich der Schläfer immer wieder nähert. Er holt sich Werkzeug und hämmert auf die Stelle in der Betonwand ein, in der das Messer gesteckt hat: Tatsächlich, der Teil der Wand scheint nicht aus Beton sondern aus roten Ziegeln zu bestehen. Immer weiter dringt Jonas vor, da entdeckt er in der Wand eine Plastikplane. Er befreit den eingemauerten Gegenstand, zieht ein unförmiges Ding raus, das aussieht, wie eine überdimensionale Regenjacke. Als er im Bad den Staub entfernt, erkennt er: Eine riesige aufblasbare Puppe.

Of denkt Jonas darüber nach, warum gerade er als einziger auf der Welt verblieben ist. Ist er vergessen worden? Hat ihn das Universum nicht aufnehmen wollen? Oder ist das Ganze die makabre Erfüllung eines Kindheitstraums?

Of hatte er sich vorgestellt, wie es wohl sein mochte, um ein Haar einen Zug zu verpassen, der dann im Gebirge verunglückte.

Alle Details sah er vor sich. Die Bremsen versagten. Der Zug stürzte in einen Abgrund. Waggons krachten ineinander, wurden zermalmt. Wenig später gab es im Fernsehen die ersten Luftaufnahmen vom Schauplatz. Sanitäter bemühten sich um Verletzte, Feuerwehreute liefen herum, allerorts Blaulicht. Er sah die Bilder in einem Fernseher, der in der Auslage eines Elektrogeschäfts stand. Unausgesetzt mußte er Freunde, die um ihn bangten, am Telefon beruhigen. Marie weinte. Selbst sein Vater war einem Zusammenbruch nahe. Tagelang mußte er erzählen, wie es zu der glücklichen Fügung gekommen war.

Irrtümlich wurde er zu einem früheren Flug aufgerufen. Eigentlich befand er sich bloß so früh am Flughafen, um Besorgungen zu machen und für Marie etwas Hübsches im Duty-free-Shop auszusuchen. Doch dann ergab es sich, daß er in einem zeitigeren Flugzeug Platz finden könnte. In einer Variante der Phantasie brachte er die Abflugzeiten durcheinander, meldete sich versehentlich für den falschen Flug, durfte aufgrund eines Computerfehlers jedoch einsteigen.

Allen Abwandlungen dieser Illusion folgte der Absturz

des Fliegers, für den sein Ticket gegolten hatte. In den Nachrichten wurde sein Tod gemeldet. Wieder mußte er verzweifelte Freunde beruhigen. »Ein Irrtum, ich lebe.«

Gebrüll im Hörer. »Er lebt!«

Ein Autounfall, bei dem er einem zerstörten Wagen mit ein paar Schrammen entstieg, während ringsum Leichen lagen.

Ein Ziegelstein, der neben ihm einschlug und einen Wildfremden tötete. Eine Geiselnahme in einer Bank, bei der eine Geisel nach der anderen erschossen wurde, bis die Polizei das Gebäude stürmte und ihn rettete. Der Amoklauf eines Verrückten. Ein Terroranschlag. Eine Messerstecherei. Gift im Restaurant.

Er hatte sich gewünscht, vor aller Augen durch eine Gefahr gegangen zu sein. Die Auszeichnung zu tragen, eine harte Prüfung bestanden zu haben.

Er hatte ein Überlebender sein wollen.

Ein Auserwählter hatte er sein wollen.

Der war er jetzt.

Halb Europa hat Jonas schon abgefahren. Nirgends ist er auf andere Menschen gestoßen. Jetzt weiß er, dass ihm nur noch eins zu tun bleibt: Er muss nach Marie suchen.

Sie war gerade bei Verwandten in England gewesen, als die Welt aufgehört hatte, die zu sein, die sie immer gewesen war.

Jonas stattet einen Lastwagen aus wie ein Wohnmobil und fährt zusätzlich noch seinen alten Toyota und die kleine Puch in den Laderaum. So macht er sich auf den Weg durch Europa. 11 Videokameras hat er mitgenommen, die er auf dem Weg aufstellt: In Nürnberg, Regensburg, Passau, Heilbronn, Amstetten ... Alle programmiert er so, dass sie um 16 Uhr anfangen, zu filmen.

Bis zum Kanaltunnel, der Frankreich mit England verbindet, fährt Jonas im Lastwagen. Dann muss er auf die alte Puch umsteigen und die Reise durch den 15 km langen Tunnel antreten. Er fährt zwischen den Gleisen, wo er Gott sei Dank genug Platz hat. Doch in der Mitte des Tunnels stößt er auf einen stehenden Zug, an dem er auf dem Moped nicht vorbeikommt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig: Vollkommen übermüdet und ausgehungert muss er sich zu Fuß auf den Weg machen.

Er gelangt tatsächlich auf die andere Seite. Läuft über eine Wiese, findet einen Zeltplatz, übernachtet in einem fremden Zelt. Die Weiterreise an die Schottische Grenze, nach Smalltown, wo Maries Verwandte gewohnt haben, gestaltet sich schwieriger: Immer wieder fallen Jonas die Augen zu. Die Stunden, in denen er schläft, drohen ihm zum Verhängnis zu werden: Der Schläfer bemächtigt sich seiner und durchkreuzt seine Pläne. Sticht in der Nacht die Reifen seines Mopeds durch, zieht die Reifen seines Autos ab, fährt ganze Tagesstrecken zurück. Fesselt Jonas' Beine mit Klebeband, legt sich in den Kofferraum und macht die Klappe zu. Jonas sieht nur noch einen Ausweg: Er darf nicht mehr schlafen. In der Apotheke besorgt er sich ein Medikament gegen die Schlafkrankheit.

So gelangt er nach tagelanger Fahrt tatsächlich nach Smalltown. Das Haus seiner Verwandten liegt – wie sollte es anders sein – verlassen da. Im Gästezimmer findet er ihn: Maries Koffer. Ihr Handy, ihre Schuhe, ihren Pyjama, der noch nach ihr riecht. Nirgends, nicht einmal in ihrer gemeinsamen Wohnung, hat er sich ihr so nah gefühlt wie hier.

Mit Maries Sachen im Gepäck macht sich Jonas auf den Rückweg. Immer öfter nimmt er eine der schlafhemmenden Tabletten. Er sammelt die 11 Kameras wieder ein.

Zurück in Wien, holt er sich 11 Fernseher und stellt sie im Belvederegarten auf. Legt die elf Kassetten ein und drückt gleichzeitig auf Start. Ein Weltfilm läuft vor ihm ab. Elf mal 16 Uhr an elf verschiedenen Orten. An denen, wie jetzt, auch zu dem Zeitpunkt niemand gewesen ist.

In seiner letzten Nacht bereitet Jonas sich ein Bett am Heldenplatz, von in die Luft gerichteten Scheinwerfern beleuchtet. Er sieht sich sein letztes Video an: Eine Kamera, die eine Kamera filmt.

Dann geht er rüber zum Stephansdom, fährt mit dem Aufzug auf den Turm.

Er blickte über die Stadt. Er sah den Millennium-Tower, den Donauturm, die Kirchen, die Häuser. Das Riesenrad. Sein Mund war trocken, seine Hände waren feucht. Er roch nach Schweiß. Er setzte sich wieder.

Ob er es bewußt machen sollte? Oder ob er besser einem Impuls gehorchte?

In seinem Notizheft blättern, kam er zu der Stelle, an der er sich selbst aufforderte, am 4. September an den Tag zu denken, an dem er diese Zeilen geschrieben hatte. Es war der 4. August gewesen, er hatte es in seinem Zimmer in Kanzelstein notiert. Und nun war der 20. August.

Er dachte an den 4. September. An jenen in zwei Wochen. Und an jenen in tausend Jahren. Es würde kein Unterschied zwischen den beiden Tagen bestehen, kein nennenswerter jedenfalls. Er hatte einmal gelesen, wenn es der Menschheit glückte, sich selbst auszurotten, würden nur hundert Jahre verstreichen, bis keine Spur ihrer Zivilisation mehr vorhanden sei. Am 4. September in tausend Jahren würde also all das vor ihm verschwunden sein. Aber schon am 4. September in zwei Wochen würde es niemanden geben, der ein Betrachter sein konnte. Welcher Unterschied bestand demnach zwischen den beiden Tagen?

Marie. Er sah ihr Gesicht. Ihr Wesen.

Er klemmte sich den Koffer zwischen die Beine. Er holte die alte Spieluhr aus der Tasche. Maries Mobiltelefon nahm er in die Hand.

Er zog die Spieluhr auf.

Er dachte an Marie.

Er kippte.

Nach vorne.

Langsam.

Immer langsamer.

Kippte er.



Buchverlag.....Hanser Verlag, Wien

Dramatisierungsrechte.....Thomas Sessler Verlag, Wien

### Titel-Information

Land.....Österreich

Genre.....Roman

Status.....erschienen im August 2007

### Synopsis

Ein Mann schreibt einen Roman. Der Mann heißt Thomas Glavinic, der Roman heißt „Die Arbeit der Nacht“ und der Mann will das, was alle wollen: Erfolg. Er will einen Verlag, einen Preis, Geld. Was er hat, ist ein Manuskript, eine Literaturagentin, Kopfschmerzen und leider zumeist unerträgliche Mitmenschen. Und er hat auch einen netten Freund, der selbst einen Roman geschrieben hat, dessen Verkaufszahlen die Mutter unseres Autors zu dem Aufschrei bringt: "Wann schreibst du denn mal so was?" Mit vollendetem Realismus und aberwitziger Komik spielt Thomas Glavinic ein Spiel mit der Wirklichkeit und ihrer Verdopplung.

### Outline / Auszüge aus dem Roman

„Das bin doch ich!“, rutscht es Thomas Glavinic heraus, als er liest, ein Kritiker der Süddeutschen Zeitung habe seinen Freund Daniel als den ‚besten Autor seiner Generation‘ bezeichnet.

Dieser Thomas Glavinic, das ist der Protagonist des Romans „Das bin doch ich“ von Thomas Glavinic. Ja, und dieser Daniel, Sie haben es längst erraten, ist Daniel Kehlmann.

Während die Verkaufszahlen von dessen Erfolgsroman „Die Vermessung der Welt“ in den Himmel steigen und der Autor mit Außen-, Innen-, Kultur- und anderen Bundesministern Tee trinkt und um die halbe Welt reist, checkt Thomas Glavinic fünf Mal in der Stunde seine e-Mails. Hat seine Agentin Karin Graf nicht vielleicht einen Verlag für seinen gerade fertiggestellten Roman „Die Arbeit der Nacht“ gefunden?

Im Posteingang ist meistens Ebbe, das Telefon klingelt bei Glavinic auch nicht gerade häufig. Dafür treibt er sich auf den wichtigsten Literaturveranstaltungen in Wien herum:

Am Kardinal-Nagl-Platz ausgestiegen, ein paar Schritte zum Rabenhof-Theater. Dort liest an diesem Abend der größte Starautor der westlichen Welt.

Thomas Grätzer, der Chef, und Roman Freigaßner, der Dramaturg des Hauses, begrüßen mich mit jener grölenden Herzlichkeit, die sie für den gebräuchlichen Umgang unter Künstlerkollegen halten. Roman springt um mich herum, schreit, schlägt mir gegen die Schulter, erzählt mir eine Geschichte, ich weiche zurück, er drängt mir nach, bis ich an der Wand stehe, mit seiner Selbstgedrehten durchlöchert er mir beinahe das Sakko.

[...]

Nach der Lesung finde ich mich auf einem Barhocker wieder. Neben mir sitzt Klaus Nüchtern, der Redakteur der Stadtzeitung *Falter*. Der Kulturstadtrat, Mailath-Pokorny, steht auch herum, er ist zwei Meter groß und sieht aus wie ein Kasuar. Der größte Starautor der westlichen Welt, der ein Karl-Kraus-Kenner ist, begrüßt ihn mit dem Ausruf: »Servus, Pokorny!« Der Stadtrat versteht die Anspielung nicht und ist irritiert. Hinter mir schütten Grätzer und Freigaßner Wein in sich hinein, allerhand ausgeflipptes Volk ist da, es wird gesoffen und gebrüllt. In Ermangelung irgendeiner anderen sinnvollen Tätigkeit greife ich an Nüchterns Hinterteil, er fährt herum, als hätte ich ihn mit einem Messer gestochen. Er schimpft, ich lache.

Alkohol fließt auf solchen Veranstaltungen in Strömen, und die Großen des verhältnismäßig klein wirkenden Wiener Literaturbetriebs haben keine Mühe, den „größten Starautor der westlichen Welt“, der kein anderer als Jonathan Franzen sein dürfte, durch ihr Verhalten in Erstaunen zu versetzen.

[Uns gegenüber] unterhalten sich Daniel und der größte Starautor der westlichen Welt, natürlich auf Englisch, gerade über das Wesen der Phrase. Von links schiebt sich immer wieder der Stadtrat ins Blickfeld des größten Starautors der westlichen Welt: »Wissen S', bei uns in Wien ißt man gern ein Gulasch!«

Der größte Starautor der westlichen Welt nickt und lächelt und schenkt dem Stadtrat einen Blick, mit dem man Geisteskranke zu beruhigen pflegt.

Um Thomas Glavinic, der immer als letzter geht, wird es schon ziemlich dunkel, als er das Neu-Wien verlässt und im Taxi nach Hause fährt, natürlich gegen seinen Willen in der Zugluft sitzend. Seine Frau Else löst er im Doppelbett ab, der 20 Monate alte Sohn Stanislaus kuschelt sich nochmal zu seinem Papa unter die Decke.

Der Ich-Erzähler, das ist ein Bündel an Neurosen: Beim Duschen starrt er stur geradeaus, weil er Angst hat, wenn er seine Hoden zu Gesicht bekäme, würde er eine Schwellung bemerken, die auf Krebs hindeutet. Jeden Mittag rennt er zum Inder auf dem Naschmarkt und bestellt immer das gleiche Gericht: Wenn er etwas anderes ausprobieren könnte, könnte er ja enttäuscht werden. Als er im Zug nach München sitzt, stört ihn das lautstarke Gespräch seiner Hintermänner so sehr, dass er auf einen Platz in der ersten Klasse wechseln muss. Da wird er unfreiwillig Zeuge eines Telefongesprächs, bei dem eine Frau besorgten Verwandten den kritischen Zustand ihres kranken Mannes mitteilt: „Laaa-la-laaa“, singt Glavinic laut vor sich hin, wobei er sich mit beiden Händen die Ohren zuhält, um von den Details dieser Todeskrankheit verschont zu bleiben. Doch bis auf die entgeisterten Blicke seiner Mitreisenden bringt ihm das – überhaupt nichts.

Immer drängender werden die Fragen, wie es schriftstellerisch weiter gehen soll. Kaum ist für „Die Arbeit der Nacht“ ein Verlag, und sogar ein erstklassiger: der Hanser Verlag gefunden, kann der Autor nur noch den Rezensionen entgegenbangen, sowie der übermächtigen Frage, wie die Jury des deutschen Buchpreises entscheidet: Longlist? Shortlist? Oder sogar Preisträger?

All das ist nur mit ein paar White Russian zu ertränken. Einmal verführt der Rausch Glavinic dazu, alle Telefonnummern von Mitgliedern des Literaturbetriebs aus seinem Handy zu löschen. Und mitunter – das fürchtet Glavinic am nächsten Morgen besonders – verschickt er mitten in der Nacht e-Mails von sehr zweifelhaftem Inhalt an mehr oder minder offizielle Kontakte. Wir alle hoffen mit Glavinic, dass er nicht mal aus Versehen die Adresse eines Mitglieds der Buchpreis-Jury erwischt...

Als Thomas Glavinic mit Darmgrippe im Bett liegt, schaut seine Frau Else ins Zimmer und erzählt ihm, sie habe kein Geld mehr aus dem Automaten bekommen und dann festgestellt, dass sein Konto um 7000 Euro überzogen sei. Was macht man da? Man setzt sich an den Computer und verfasst ein Schreiben an die Kulturabteilung der Steirischen Landesregierung. Ob da je was zurückkommt, ist nicht so wichtig. Hauptsache der Briefumschlag ist zugeklebt.

Auch wenn Glavinic normalerweise gar kein großer Theaterfreund ist, schlägt es ihn eines Abends zu einer Krystufek-Performance in den Hundsturm. Thomas Maurer ruft an.

Ich entschuldige mich, ich müsse das Gespräch beenden, um ins Theater zu gehen.

»Theater? Was gibt man?«

Ich lese vom Zettel: »Lisas Schatten. Eine Inszenesetzung einiger Gedichte Elfriede Jelineks, gemeinsam erarbeitet von Elke Krystufek und der Schauspielgru . . .«

»Sehr gut«, unterbricht mich Maurer, »da siehst du wenigstens eine nackte Scheide.«

In Wahrheit sagt er nicht Scheide, er drückt sich volksnäher aus.

»Meinst du?«

»Natürlich, das ist bei Krystufek-Abenden immer so.«

Die Clownsfrau steht noch immer da. LISAS SCHATTEN usw., und ihr Ton ist so albern, so aufgesetzt und bemüht künstlerisch, daß ich gern schon unten wäre an der Kasse. Aber vor mir eine Menschenschlange. Ich stelle mich an. Nichts tut sich. Ich kann die Kasse sehen. Da sitzt ein bärtiger junger Kerl, der aussieht, als würde er gewöhnlich beim Kommunistenfest Rum ausschenken, und blättert in Listen.

[...]

Als ich noch sieben oder acht Stufen vom Bärtigen entfernt bin, tritt aus einer Seitentür eine Frau heraus. Sie ist auf jene Art geschminkt, die dem routinierten Besucher dramatischer Veranstaltungen anzeigt, daß diese Person etwas zu erzählen hat, daß sie die Trennlinie zwischen Schauspielern und Besucher nicht respektieren wird. Gut, ich gebe zu, ich übertreibe, so etwas sieht man niemandem an. Aber ich rieche so etwas. Und weiß schon, was jetzt kommt.

Die Frau rudert entrückt mit den Armen wie eine Betrunkene beim Tanzen, sie schneidet Grimassen, dann blickt sie die in der Schlange Wartenden herausfordernd an. Ich starre auf einen imaginären Punkt über dem Kassenhäuschen. Nicht mich, denke ich, nicht mich, nichtmichnicht michnichtmich. Und höre von hinten: LISAS SCHATTEN! LISAS . . .

Die Frau steigt die Treppe hoch. Jedem blickt sie ins Gesicht. Sie bleibt stehen. Neben mir. Beugt sich zu mir. Und während ich noch denke: Wieso nicht der Kerl zwei Reihen weiter, wieso nicht die beiden Frauen vor mir, wieso nicht die beiden Frauen hinter mir, und während ich genau in diesem Moment feststelle, um wie viel mehr Frauen als Männer hier versammelt sind, raunt mir die Frau



laut zu – ein theatralisches Paradoxon, am Theater wird  
laut geraunt und laut geflüstert und leise geschrien – raunt  
sie mir zu:

»Hast du . . .« wisper, wisper . . . »HAST DU bsch bschschschrhhhh?  
CHAST DU ÖS bschschrhhhsch? ODERR  
CHASCHT DU NÄCHT bschschschschrh?« Und wisper, wisper,  
bsss.

Alle starren uns an, tuscheln. Ich werfe der Frau jenen  
Blick zu, den man denen zuwirft, von denen man will, daß  
sie wissen, daß man sie für total bescheuert hält. Sie steigt  
die Treppe weiter hinauf.

»Habe kein Wort verstanden«, sage ich erleichtert zu den  
Frauen hinter mir.

»Wir auch nicht«, nicken sie. »Das sollte wohl auch so  
sein.«

Als Glavinic endlich an die Kasse kommt, gibt es Gott sei Dank keine Karten mehr. Vom Theaterbesuch unverhofft  
entbunden kehrt unser Held nach Hause zurück, um sich ein paar von den Filmen anzusehen, die für den Wiener  
Filmpreis eingereicht wurden. Er ist nämlich Mitglied der diesjährigen Viennale-Jury. Die meisten Einreichungen sind  
keinesfalls weniger langatmig, als es die Theateraufführung wohl geworden wäre, und Glavinic ist schnell für seinen  
Favoriten entschlossen, einen Film, in dem die (ihm unbekannt!) Birgit Minichmayr mitspielt. Bei der Jurysitzung  
hat es Glavinic mit seinem Vorschlag allerdings nicht leicht:

Für mich steht fest, was ich will: einen Spielfilm, ich  
möchte Kunst auszeichnen. Ich weiß, daß es künstlerische  
Dokus gibt, kunstvoll gearbeiteten Journalismus, aber von  
kunstvoll gearbeitet kann man bei den zur Auswahl stehenden  
Streifen nicht so recht sprechen.

»Ich bin für eine Doku«, sagt Frau N. »Ich lebe in einem  
rechtskonservativen Land, und dagegen muß man etwas  
tun!«

Ringsum macht sich Zustimmung breit. Der Trend geht  
eindeutig in Richtung Doku. Ich fordere Unterstützung für  
*Spiele leben* ein. Herr Kaindlgruber stimmt mir bei, die Filmkritikerin  
und der Kinobesitzer lehnen ab. Frau N. legt sich  
für *Operation Spring* ins Zeug, eine sympathische, nicht besonders  
gut gemachte Doku über eine Drogenrazzia im Jahr  
1999 und deren Folgen. Aus dem Film geht hervor, daß 130  
Schwarzafrikaner zu teilweise mehrjährigen Haftstrafen verurteilt  
wurden, obwohl ihre Unschuld erwiesen ist. Es geht  
um einen Justizskandal. Wichtiges Thema, keine Frage,  
aber der Film, naja, er wird nicht bleiben.

»Ja, ich finde auch, daß man diesen Film auszeichnen  
sollte«, sagt die Filmkritikerin. »Es wäre ein Zeichen!«

Herr Kaindlgruber nickt. »Ich bin auch dafür.«

Der Kinobesitzer gibt meinem Einspruch recht, der Film  
sei so schlecht gemacht, daß die Wahl auf uns zurückfallen  
würde. Er regt an, keinen Preis zu vergeben. »Wir, die Jury,  
haben uns die Entscheidung nicht leichtgemacht, doch wir sind  
übereingekommen, in diesem Jahr den Wiener Filmpreis nicht zu  
vergeben, so etwas in der Art, das wäre auch ein Zeichen!«

»Durchaus, ein Zeichen, daß wir arrogante Trottel sind«,  
sage ich, was mir einen unfreundlichen Blick des Kinobesitzers  
einträgt. »Wir sind doch nicht die Jury von Cannes,  
ein Preis von 7000 Euro sollte einen Preisträger finden.«

»Das sehe ich auch so«, sagt Frau N., »und deshalb bin ich für *Operation Spring*! Wenn der Film prämiert wird, muß der ORF das auf Sendung bringen, er muß über den Film berichten, das wünsche ich dem ORF, und ich wünsche es diesem rechten Land!«

Meine Kopfschmerzen sind längst wieder da, und sie werden stärker.

»Das hätte wirklich etwas Gutes«, sage ich. »Wir könnten uns nächstens das Anschauen ersparen und gleich die von der Kommunistischen Jugend eingereichten Filme auswählen.«

Die Filmkritikerin neben mir japst nach Luft. Die übrigen Jurymitglieder brummen zornig auf. Ich schenke mir ein Glas Mineralwasser ein. Frau N. fragt, ob man rauchen darf. Keiner sagt etwas. Ich verziehe mich ins Badezimmer. Gedämpft höre ich von draußen die Stimmen meiner Mitjuroren. Wieso habe ich mich auf so etwas eingelassen?

Die Diskussion zieht sich in die Länge. Mittlerweile bin ich als einziger für *Spiele leben* und als einziger gegen *Operation Spring*. Frau N.s Argument ist immer dasselbe:

»Es ist wichtig, ein politisches Zeichen zu setzen.«

»Ist es wirklich wichtig?«

»Ja natürlich!« ruft Frau N.

»Ist es nicht auch eine politische Aussage, einen künstlerischen Film zu prämiieren und ihn einem schlecht gemachten Dokumentarfilm vorzuziehen?«

Die Filmkritikerin wird energisch: »Aber wir können hier ein Zeichen setzen!«

Nirgendwo ist es leicht, Schriftsteller zu sein. Am allerwenigsten im Kreise der eigenen Familie. Was Thomas Glavinic wieder einmal zu spüren bekommt, als er zum alljährlichen Familienstammtisch in die Südsteiermark fährt.

Eine halbe Stunde später treffen nacheinander alle ein: Oma und Opa, Ivetta und Fritz, Tante Anneliese, meine Mutter und Gottfried, dazu ausnahmsweise sogar die vier Mailänder: Ricki und Livio, Lisa und Lonnie. Die Begrüßungsszenen, in denen auch die Wirtsleute eine nahezu gleichberechtigte Rolle spielen, dauern gut zehn Minuten, dann wird unter höflichem, aber doch herablassendem Grüßen nach allen Seiten der Tisch besetzt. Meine Familie hat die Angewohnheit, in Gasthäusern aufzutreten wie die Entourage des Zuckerkönigs, sie sind überzeugt, jedermann muß sich über ihren Besuch unbändig freuen. Es gefällt ihnen überdies, mit den Wirtsleuten per du zu sein. Sich mit einem Wirt zu duzen zeigt, daß man nicht irgendein dahergelaufener Gast ist. Ich meine, jede und jeder an diesem Tisch hat einen Platz in meinem Herzen, doch ich kann einfach nicht aufhören, mich über immer Wiederkehrendes zu wundern.

[...]

Meine Oma fragt, ob ich im Sommer in Bibione Francesco guten Tag gesagt habe. Ich verneine, worauf sie ungehalten wird. Ich erkläre ihr, daß ich, wenn ich einmal fünf Tage allein Urlaub mache und es mich aus Aberwitz und nostalgischer Neugier ausgerechnet in einen unmondänen Ferienort an der Adria verschlägt, keine Lust habe, mich in

dem Hotel vorzustellen, das sie zweimal im Jahr besuchen.

»Aber Francesco hättest du guten Tag sagen müssen«, sagt sie.

»Oma, warum soll ich in ein fremdes Hotel gehen und mich irgendeinem Angestellten vorstellen, nur weil ihr ihn kennt?«

»Francesco ist doch der DIREKTOR!«

»Oma, warum soll ich mich einem Hoteldirektor vorstellen?«

»Aber das ist doch ein Freund von uns!«

»Ich gehe also hinein und sage guten Tag, ich bin der Enkel der Familie Schneider aus Graz? Und was dann?«

»Dann hast du dich vorgestellt.«

»Oma, ich stelle mich aber keinem Hotelmenschen vor.«

Beleidigt erklärt sie, daß das blöd von mir ist, und weil sie gerade dabei ist, verrät sie mir, daß meine Frisur auch blöd ist. Daß ich eine Frisur habe, ist mir noch gar nicht aufgefallen.

Ich beuge mich zu meiner Mutter und erzähle ihr, daß Oma mit mir unzufrieden ist.

»Francesco sollst du guten Tag sagen?« ruft sie. »Dieser Schwuchtel?«

[...]

Als der Betrieb etwas nachläßt, kommen Johann und Gertraud zum Tisch. Sie stehen hinter meinen Großeltern und reden mit ihnen. Nach und nach werde ich in das Gespräch hineingezogen. Gertraud sagt: »Und da sitz ich im Fernsehzimmer und da schaue ich Nachrichten und da sehe ich einen und da denke ich mir den kenn ich ja WARS DER THOMAS. Ich rufe den Hansi HANSI kommschnell und dann sehen wir den Bericht und das ist schon toll. THOMAS, WIR FREUEN UNS JA SO ÜBER DEINEN ERFOLG!«

Ich lächle das Lächeln, das ich vom größten Starautor der westlichen Welt gelernt habe, aber hier hilft das nichts.

Ein Mann vom Nebentisch, Typ Metzgergesicht, mischt sich ins Gespräch, ich höre nicht hin, er redet mit Gertraud. Es fallen die Worte Schriftsteller, Fernsehen, Bücher.

»Ein Schriftsteller?« ruft der Kerl. Er wendet sich an mich. »Was schreibst du denn?«

Ich tue so, als hätte ich nicht gehört. Meine Mutter ruft: »Romane!«

Ehe ich aufbreche, setze ich mich noch einmal zu meinen Großeltern. Meine Oma holt ein Exemplar von *Wie man leben soll* aus der Handtasche und bittet mich, es zu signieren.

Für wen es ist, will ich wissen. Sie sagt, ich soll schreiben, sie diktiert.

»Für Herrn Primarius Doktor Weinstödl, mit innigem herzlichem Dank für die Pflege – was hast du denn, schreib weiter –, mit innigem herzlichem Dank für die Pflege, die Sie meiner Großmutter Judith Schneider im Krankenhaus haben angedeihen lassen. – Was ist denn? Schreib doch! Ja, genau so. Unterschrift. Leserlich! Hochachtungsvoll Thomas Glavinic, Schriftsteller. Dazuschreiben! Ja! So ist's recht.«

Nicht viel weniger anstrengend sind die Zusammenkünfte mit den Schwiegereltern. Gunther, ein Liebhaber klassischer Musik, der in seiner Studentenzeit als Fremdenführer in den Tennengauer Bergen gejobbt hat und noch immer bei jedem kleinen Ausflug einen unermüdlichen Schwall von Erläuterungen und Hinweisen auf seine Begleiter niedergehen lässt, ist vielleicht nicht gerade der Mensch, mit dem man gerne in der Gondel eines stecken gebliebenen Skilifts festsitzen würde. Wem sollte das also passieren, wenn nicht – Thomas Glavinic!

Irgendwie ergeht es Thomas Glavinic auf Reisen immer noch ein bisschen schlechter als zu Haus. Was ihn aber keineswegs daran hindert, Wien regelmäßig für ein paar Tage zu verlassen: So zum Beispiel aus Anlass der Ausstellungseröffnung seines Freundes Erwin Michenthaler in Graz. Die Bahnfahrt (vorsichtshalber hat der Reisende dieses Mal von vornherein ein Ticket erster Klasse gebucht) lässt sich relativ ruhig an, auch wenn es einige Verwirrung darüber gibt, dass fast alle Plätze im Wagen reserviert sind, ohne dass auch nur ein einziger Fahrgast auftaucht, der eine Reservierung hätte. Nach einem Pastasalat und ein paar Bier vom Bordservice wird unserem Passagier jedoch so schlecht, dass er für den Rest der Fahrt nur noch zwischen Zugtoilette und 1.-Klasse-Abteil hin- und herrennen kann, wobei er auf der Zugtoilette deutlich mehr Zeit verbringt als an seinem Platz. Zu allem Überfluss fällt ihm in der Hitze des Gefechts auch noch seine Zahnbrücke in die Zugtoilette und er muss sie mit spitzen Fingern wieder rausfischen. In Graz angekommen, steigt er im Ibis Hotel gegenüber dem Bahnhof ab, fährt zum Arzt, wird im Krankenhaus durchgecheckt – und fürchtet sich. Vor Blinddarm, vor Darmkrebs, vor den Blutwerten.

Zum Glück lässt die nächste Gelegenheit, eine Ausstellungseröffnung von Michenthaler zu besuchen, nicht lange auf sich warten, und dieses Mal gelangt Glavinic auch wohlbehalten hin. Für die durch die Bank ziemlich durchgeknallten Gäste seines Freundes denkt er sich auf Wunsch Michenthalers spontan ein Karl-May-Quiz aus. Der Gewinner, ein Mitarbeiter der Bestattung, der Gedichte schreibt, kriegt ein Bild des Künstlers geschenkt.

Die Nacht klingt bei ein paar Schnäpsen in einer Grazer Spelunke aus, Thomas Glavinic erwischt sich dabei, wie er erfolglos versucht, eine 60-jährige Frau rumzukriegen.

Wieder in Wien, hat Glavinic einen Fototermin auf dem Naschmarkt, bei dem er von einer Taube angeschissen wird. Kann man von Taubenkacke auf der Hose Vogelgrippe kriegen? Nach dem Shooting schlendert Glavinic über den Markt und – steuert direkt auf die nächste Panne zu.

Ich rufe Gerrit an, meinen niederländischen Übersetzer, der seit einigen Wochen in Wien lebt. Wir hatten gestern vereinbart, ich melde mich, wenn ich in der Nähe bin.

»Hallo?«

»Hallo Eiergespenst, wer sagt Sau zum Hengst?« rufe ich sinnlos.

»Wie bitte?«

»Na, du Hühnermanöver! Was ist los? Zeit?«

»Wen wollen Sie sprechen, bitte? Wer sind Sie?«

»Äh? Ääääh? Thomas hier. Glavinic. Bist das nicht du, Gerrit?«

»Hier ist Robert Menasse.«

»Holla. Bah. Broah. Äääää . . . ntschuldigung, Verzeihung, ich wollte Sie nicht . . . ich meine . . .«

»Schon in Ordnung.«

»Öhm, ja, hmmm, also wirklich . . .«

Menasse ist freundlich und verzeiht mir. Wir kennen einander persönlich nicht, er schlägt vor, wir könnten uns mal in seinem Stammcafé, dem *Sperl*, treffen. Sehr nett, sage ich. Ich begreife allmählich. Früher hat Gerrit, wenn er in Wien war, in Menasses Wohnung gewohnt, und in dieser Zeit war Menasse meist in Amsterdam. Statt *Gerrit* habe ich *Gerrit Wien* gewählt. Aber Gerrit ist nun *Gerrit*, denn so habe

ich es Tage zuvor eingespeichert, und *Gerrit Wien* ist noch immer Robert Menasse. Mit irrem Lachen verabschiede ich mich.

Auf keinen Fall wollen wir unseren Helden zu unheroisch dastehen lassen. Darum sei erwähnt, dass er bei Austrian Airlines ein Flugangstseminar bucht, den Kurs tatsächlich antritt und auch die abschließenden Flüge nach Brüssel und zurück meistert, wenn auch mit schweißnassen Fingern.

Kurz darauf wagt er im betrunkenen Zustand in Wien eine komplette Schamrasur und konfrontiert sich nach langer Zeit einmal wieder mit dem Anblick seiner Hoden, die, davon kann er sich überzeugen, unausgebeult und somit – hoffentlich auch wirklich? – krebsfrei sind.

Nachdem Daniel Kehlmanns Freundschaft sich über mehrere Kapitel darauf zu beschränken scheint, Thomas per SMS die steigenden Verkaufszahlen seines Romans mitzuteilen – mittlerweile ist er bei 520.000 Exemplaren angelangt – werden wir schließlich doch Zeugen eines längeren Telefonats.

»Das mußt du dir vorstellen. Im Hotelfoyer kommt eine Frau mit Hund auf mich zu. *Danke für das wunderbare Buch, das Sie geschrieben haben!*«

»Nett.«

»Die Frau war Iris Berben.«

»Oh.«

»Ja.«

»Iris Berben hat sehr schöne Beine.«

»Einen netten Hund hat sie. Einen Mischling namens Pauli. Und der Fahrer, der mich ins Studio brachte, kannte die *Vermessung der Welt* ebenfalls. Stell dir das mal vor, ein Fahrer, der liest.«

»Daran merkt man, daß du nicht in Österreich warst.«

»Allerdings.«

»Ich glaube, ich habe gestern nacht wieder Emails geschrieben.«

»Na und? Ich habe auch Emails geschrieben.«

»Ja, aber *du* warst nicht betrunken.«

»Vielleicht doch.«

»Zum Kuckuck, du weißt schon, was ich meine.«

»Na sagen wir, ich kann es mir vorstellen.«

»Eben.«

»Ja, was willst du jetzt von mir hören? Schreib keine Emails, wenn du betrunken bist.«

»Ich hab es ja schon mit Zusperrern des Arbeitszimmers versucht. Aber ich weiß ja vorher nicht, ob ich betrunken nach Hause komme.«

»Das würde ich so nicht sagen.«

»Ich habe das erzählt, damit du mich beruhigst.«

»Entschuldige.«

»Bitte.«

»Entschuldige bitte.«

»Nein, ich meine, ist schon okay.«

»Ach so.«

»Und was mache ich jetzt?«

»Weiß nicht. Wem hast du denn geschrieben?«

»Keine Ahnung. Hoffentlich nicht Michael Krüger.«

»Wieso denn Michael Krüger?«

»Oder Wolfgang Matz.«

»Wieso denn Wolfgang Matz?«

»Na, keine Ahnung. Die kennen mich nicht gut. Die

könnten so ein Email falsch verstehen.«  
 »So kann man es auch ausdrücken.«  
 »Du bist wirklich nicht sehr konstruktiv heute.«  
 »Entschuldige. Ich bin etwas abgelenkt, ich habe bis jetzt mit dem Hund gespielt.«  
 »Mit Pauli?«  
 »Nein! Mit meinem eigenen!«  
 »Na schön. Und was mache ich jetzt wegen der Emails? Stell dir vor, ich hätte Denis Scheck irgendwas Unangenehmes geschrieben in meinem Nebel, irgendwas Unfreundliches.«  
 »Wieso denn Denis Scheck?«  
 »Mein Gott. Weiß nicht. Einfach so. Denis Scheck ist in der *Jury*.«  
 »Das ist alles falsches Wähnen, sagt Buddha.«  
 »Jetzt hör aber auf.«  
 »Nein, sagt er wirklich.«  
 »Was hilft mir Buddha, wenn ich Denis Scheck geschrieben habe, daß er gefälligst was für mein Buch tun soll?«  
 »Viel hilft er dir! Für Leute wie dich hat er doch gelehrt! Du mußt verstehen, daß Denis Scheck nicht existiert, dann geht es dir besser. Außerdem ist ohnehin alles Sein leidhaft, sagt Buddha. Falsch, das sagt er nicht, das wird immer falsch übersetzt, er sagt: unzulänglich. Unbefriedigend. Wenn du erkennst, daß Denis Scheck nicht existiert, wird es dir bessergehen.«  
 »Aber er existiert doch!«  
 »Denis Scheck existiert nicht wirklich. Denis Scheck ist ein Knoten von Gegebenheiten.«  
 »Du, ich lege gleich wieder auf.«  
 »Alles samskara ist dukha.«  
 »Ja ja, schon gut. Ich war heute im Sexshop.«  
 »Das ist auch dukha.«  
 »Bestimmt, aber da hab ich wenigstens was davon. Weißt du, was mir da passiert ist? Die Verkäuferin . . .«  
 »Ich will gar nicht wissen, was du da gekauft hast!«  
 »Ich spreche nicht davon, was ich gekauft habe. Ich will dir erzählen, was mir passiert ist.«  
 »Bitte.«  
 »Die hübsche Verkäuferin zeigt mir Handfesseln . . .«  
 »Äh . . .«  
 ». . . und sagt, die sind die besten, halten Sie mal die Hand her. Na, ich halte die Hand hin, fesselt sie mir das eine Handgelenk und sagt, die andere Hand her . . .«  
 »Ich hab gedacht, du sagst mir nicht, was du gekauft hast.«  
 ». . . ich halte die andere hin, die hübsche Verkäuferin fesselt mir das andere Handgelenk. Ich bin gefesselt. Sie sagt: So. Und schaut mir tief in die Augen.«  
 »Na ja.«  
 »Das hab ich mir auch gedacht.«  
 »Ich wollte nicht wissen . . .«  
 »Ich habe mir die Fesseln ja nicht gekauft.«  
 »Ich wollte auch nicht wissen, was du dir nicht gekauft hast.«  
 »Wieso bist du da so empfindlich?«  
 »Nicht empfindlich. Nur vorsichtig.«  
 »Wieso bist du da so vorsichtig?«

»Weil man nie weiß, was man von dir zu hören kriegt.  
Du hast mir mal erzählt, daß du als Kind bei der Mastu . . . nein,  
lassen wir das.«  
»Doch, ich will das jetzt hören.«  
»Aber ich nicht darüber reden.«  
»Dann hättest du nicht damit anfangen dürfen. Ich habe  
so eine Ahnung, was du sagen willst, aber das kann nicht  
sein, darüber kann ich doch nicht gesprochen haben.«  
»Ich habe dich schon ganz unglaubliche Sachen sagen  
hören.«  
»Jahre her. Was war also mit mir als Kind?«  
»Na, du hast erzählt, daß du bei der Masturbation ins Klo  
gestiegen bist . . .«  
»JA JA DANKE REICHT.«  
»Das mit der Verkäuferin darfst du übrigens nicht falsch  
verstehen, ich bin ein treuer Mensch.«  
»Treue ist bürgerlich.«  
»Na und?«  
»Nichts und.«  
»Darauf ist vor dir auch schon Rainer Langhans gekommen.  
Ich bin halt eher konservativ. Obwohl ich ein Linker  
bin.«  
»Du bist . . . nein, du bist nicht links.«  
»Wieso lachst'n jetzt so?«  
»Weil du nicht links bist.«  
»Was ist eigentlich aus dem Koffer geworden, den dir die  
ÖBB verschlampt haben?«  
»Verschlampt ist das richtige Wort. Ein Koffer, auf dem  
groß mein Name draufsteht, nein, sie finden ihn nicht, nein,  
er ist nicht da, nein, wir können nicht verfolgen, wo er gerade  
ist, das österreichische System versteht die französischen  
Trackingnummern nicht, du kannst dir nicht vorstellen, wie  
sehr ich diese Menschen hasse. Sowohl die von der Post als  
auch die von den Bundesbahnen. Ein Koffer! VIER! VIER  
WO-CHEN UN-AUF-FIND-BAR!«  
»Vielleicht hilft es dir, wenn ich dir versichere, daß der  
Koffer gar nicht existiert.«  
»Du meinst, er liegt schon zerfetzt neben den Schienen?«  
»Nein, ich meine, alle Koffertransporte sind dukha.«  
»Also die der ÖBB sicher.«  
»Da fällt mir ein, Stanislaus hat früher zu allem bukabuka  
gesagt.«  
»Weißt du, mich ärgert das derartig, wenn ich nur darüber  
spreche . . .«  
»Jetzt ist aber gut.«  
»Nein, im Ernst. Ich könnte jetzt hundert Bahnbeamte  
erschießen lassen und den anderen sagen, sie haben Bewährung.«  
»Und so jemand kommt mir mit Buddha, wenn ich sage,  
ich habe Angst, jemand könnte mein Buch nicht mögen.«  
»Ich komme zum Schalter, wo Gepäckannahme steht.  
Warte eine halbe Stunde. Bin endlich an der Reihe. Sagt  
mir der Kerl, sie nehmen keine Koffer an, Bahn-Kurier, das  
hat er noch nie gehört. Ich gehe zum Bahnreisebüro, dort  
sagt mir die Frau am Schalter, natürlich gibt es das, und gibt  
mir eine Broschüre. Ich also zurück zum Schalter. Ich warte  
noch eine halbe Stunde. Zeige ihm die Broschüre. Er sagt,

das interessiert ihn nicht, im Reisebüro arbeiten ungelernete Hilfskräfte, und die Broschüre hat er noch nie gesehen. Er weigert sich, den Koffer anzunehmen. Also gehe ich zur Post. Und jetzt das!«

»Das erinnert mich an einen Film mit Bud Spencer. *Banana Joe*.«

»Bud Spe . . . Wieso schaust du dir solchen Dreck an? Das ist doch wirklich das Allerletzte.«

»Das befriedigt eben mein Kitschbedürfnis.«

»Wieso Kitschbedürfnis?«

»Ja nun, ich sage halt so dazu. Jeder hat doch das Bedürfnis, sich ab und zu Trash anzusehen. Bei mir verhält es sich eben so, daß ich mir gern ansehe, was ich schon als Kind gern gesehen habe. *Die rechte und die linke Hand des Teufels, Vier Fäuste gegen Rio, Vier Fäuste für ein Hallelu* . . .«

»Ist gut. Jedenfalls, wenn man drei Stunden auf einem österreichischen Bahnhof zubringt und ständig mit diesem unendlichen Ausmaß des Mißlingens zu tun hat, beginnt man zu verstehen, warum jemand wie Trotzki überall Saboteure gesehen hat.«

»Während wir hier quatschen, habe ich ein Email bekommen. Es ist ein Retourmail. Auf ein Mail, das ich heute nacht geschrieben habe, und an das ich mich nicht im geringsten erinnern kann.«

»Aber nicht von Denis Scheck.«

»Nein. Es ist . . .«

»Und auch nicht von Michael Krüger!«

»Ich lese da, ich habe einer alten Malerin geschrieben, was für eine Wahnsinnsfrau sie ist, und ich bedauere, jetzt kommt's, ich bedauere, daß sie nicht jünger ist und ich sie vor Jahren getroffen hätte . . .«

»Sehr höflich ist das nicht. Du hättest schreiben müssen, du bedauerst, daß du nicht älter bist. So rum wäre es richtig gewesen.«

»Jaja. Sie ist mir jedenfalls nicht böse, sondern findet das sehr nett. Und will mich treffen. Wieso hab ich ihr das bloß geschrieben? Ich kenn die ja gar nicht.«

»Du warst eben betrunken.«

»Du bist mir wirklich keine Hilfe.«

»Es gibt keine Hilfe, sagt Buddha.«

»Was ist eigentlich aus deiner Malergeschichte für dieses Magazin geworden? Du weißt schon, für die du 2000 Euro bekommen hast. Haben sie die gebracht?«

»Natürlich haben sie die gebracht. Aber . . . jetzt fällt mir ein . . . von denen habe ich nie Geld gesehen. Danke, daß du mich erinnerst. Denen muß ich schreiben.«

»Wie, jemand bleibt dir 2000 Euro schuldig, und du merkst das gar nicht?!«

»Ja offenbar.«

»Das finde ich allerhand.«

»Ich eigentlich auch.«

»Übrigens, ich treffe demnächst Journalisten von zwei verschiedenen Zeitungen, die eine Kolumne von mir wollen. Die haben mich für nächste Woche eingeladen.«

»Mich hat man gerade eingeladen, in Berlin Kissinger zu treffen.«



»Welchen Kissinger?«  
 »Kissinger. Aber ich will nicht. Hab keine Zeit. Außerdem müßte ich den Flug selber zahlen.«  
 »Was findest du eigentlich an Bud-Spencer-Filmen schlimm?«  
 »Na, daß es Schrott ist.«  
 »Du siehst dir doch sicher auch mal was zur Entspannung an.«  
 »Ja, Horrorfilme.«  
 »Du weißt aber schon, daß das nicht viel besser ist?«  
 »Wie soll ich sagen? Es gibt Stimmen, die da meinen, es gebe für das innere Gleichgewicht eines Menschen Zuträglicheres als das Ansehen von Filmen, die einem nächtelang den Schlaf rauben, und obwohl ich der Ansicht bin, daß man ihnen nicht ganz unrecht geben kann, will ich festhalten, daß solche Filme mir auf eine gewisse Art sehr wohl zur Entspannung gereichen.«  
 »Moment, Stanislaus ist da . . . Stanislaus, geh raus zu Konstantin! Spiel mit deinem Freund! Oder geh zu Mama! Ja, so! Nein, draußen bleiben! Ich komme bald!«  
 »Hast du übrigens gewußt, daß Konstantin auf Russisch *Tschernenko* heißt?«  
 »Wie, Konstantin heißt übersetzt Tschernenko?«  
 »Ja. Hat mir ein Russe mal gesagt.«  
 »Aber dann hätte der alte Kerl im Kreml doch Tschernenko Tschernenko heißen müssen.«  
 »Hallo? Noch da?«  
 »Stimmt. Großer Gott, mir kann man aber auch alles erzählen.«  
 »Gräm dich nicht. Mir geht es viel schlimmer als dir. Ich weiß nicht, ob sich mein Buch gut verkaufen wird . . .«  
 »Wird es!«  
 ». . . und ich weiß nicht, ob ich heute nacht nicht ein Email an Denis Scheck geschrieben habe . . .«  
 »Du solltest die Nichtexistenz von Denis Scheck akzeptieren.«  
 ». . . und ob mich das Feuilleton wahrnimmt . . .«  
 »Wird es schon. Und wenn nicht, auch kein Malheur.«  
 »So etwas kann auch nur jemand sagen, der von seinem letzten Buch 700.000 Exemplare verkauft hat.«  
 »Eigentlich sind es erst 680.000.«  
 »Sorry.«  
 »Also erstens wirst du bestimmt Erfolg haben. Den Preis kriegst du nicht, aber du kommst auf die Shortlist. Unter die letzten sechs kommst du, auch wenn dann Endstation ist und sie den Preis jemandem geben, auf den sich alle einigen können. Und zweitens, ja, es wird dir kein Trost sein, aber alles samskara ist dukha.«  
 »Ein wenig hörst du dich an wie meine Großtante, aber die ist 82.«  
 »Weil es stimmt. Buddha sagt, alles Streben ist unbefriedigend. Was immer du machst, es hätte auch besser laufen können. Alles könnte besser sein. Es ist immer unbefriedigend. Du mußt dich damit abfinden, daß alles passieren kann, daß viel passieren wird, viel Gutes, aber daß es auch besser hätte laufen können. So ist die Welt.«  
 »Was du mir da erzählst, ist ziemlich unbefriedigend.«  
 »Nein.«

»Kommst du zur Lesung ins Museumsquartier?«  
 »Wer liest denn da?«  
 »Sehr witzig. Kommst du?«  
 »Und was wird gelesen?«  
 »Ha, ha. *Die Arbeit der Nacht*.«  
 »Ach so. Donnerstag ist das, nicht? Da wollte ich mit Till Fellner Horrorfilme ansehen.«  
 »Dann laß dich davon nicht abbringen. Lesungen sind ja langweilig. Und was mache ich jetzt wegen der Emails?«  
 »Wegen welcher Emails?«  
 »Die ich vielleicht geschrieben habe. Und vielmehr, die ich möglicherweise demnächst mal in der Nacht an irgendwen schreiben werde: Wie verhindere ich, daß sie in die Welt gelangen?«  
 »Du könntest dein Mailprogramm so einstellen, daß immer eine Fußzeile mitgeschickt wird: *Der Inhalt dieses Mails sollte nur gelesen werden in Berücksichtigung des Umstands, daß der Verfasser Borderline-Psychotiker ist.*«  
 »Und was werden sich die Leute dann denken?«  
 »Daß du Borderline-Psychotiker bist.«

Schließlich kommt er, der große Tag vor dem größten. Eine Sendung im ORF – *Von Tag zu Tag* – am Vormittag, die Wortmeldungen der privaten Anrufer sind spektakulär. Dann, nach einem Abendessen am Naschmarkt, die Lesung im Museumsquartier. Unter Dauerbelästigung tausender Insekten, die sich natürlich unter der einzigen nennenswerten Lichtquelle am Rednerpult tummeln, liest Glavinic aus „Die Arbeit der Nacht“. Der Abend klingt im *Café Leopold* aus, der Morgen fängt in der *Gräfin am Naschmarkt* an, und um 8 ist unser Autor endlich zu Hause: Zeit, auf ORF.at nachzuschauen, wer für den Deutschen Buchpreis nominiert ist.

Die Longlist umfasst bekanntlich 20 Titel, und 20 Titel kann man auch 60 Mal lesen, wenn man nicht dabei ist, ist man nicht dabei. Noch nicht mal auf der Longlist!

Zum Glück weiß der heutige Leser schon mehr: „Das bin doch ich“, der Roman, den wir gerade in der Hand halten, wird es im Jahr darauf auf die Shortlist schaffen.

Vielleicht ist die letzte Szene dieses Romans die schönste: Glavinic ist zu Hause. Das Telefon klingelt.

»Herr Glawischnig, guten Tag, Hirschmugl mein Name, von der Steirischen Landesregierung, ich habe hier Ihr Förderungsansuchen vor mir liegen!«  
 »Förderansuchen, was für ein Förderansuchen?«  
 »Sie haben uns einen Antrag auf Förderung geschickt.«  
 »Ach! Stimmt ja! Aber das ist doch . . . das ist schon ziemlich lang her.«  
 »Wir könnten die Druckkosten übernehmen.«  
 »Wie bitte?«  
 »Als Unterstützung.«  
 »Was?«  
 »Als Unterstützung für Ihre Arbeit! Könnten wir die Druckkosten Ihres Buches übernehmen. Na ja, einen Teil zumindest.«  
 »Frau Hirschmugl, wer sind Sie?«  
 »Die Abteilungsleiterin Kultur!«  
 »Sie sind die höchste . . . ich meine . . .«  
 »Ja, das bin ich.«  
 »Frau Hirschmugl, ich muß die Druckkosten meiner Bücher

nicht selbst zahlen. Ich brauche . . . wie soll ich es ausdrücken  
. . . *mir* sollen Sie Geld geben, nicht . . .«

»Eben. Und deshalb tragen wir einen Teil der Druckkosten  
Ihres Buches . . . ein Roman, nicht?«

»Aber das zahlt doch der Verlag!«

»Sie müssen sich ja beteiligen. Das würden wir übernehmen.  
Voraussetzung ist allerdings, daß es eine steirische  
Druckerei ist.«

»Daniel?«

»Wie?«

»Hören Sie, ich zahle keine Druckkosten! *Ich* werde von  
meinem Verlag *bezahlt* dafür, daß *er* meine Bücher drucken  
*darf!*«

»Also . . . so etwas haben wir . . . das kennen wir nicht. Dann  
kann ich Ihnen wohl nicht weiterhelfen, tut mir leid. Aber  
wenn der Verlag auf Sie zukommt wegen der Druckkosten,  
melden Sie sich vielleicht noch einmal bei uns, Herr Glawischnig?«

»Das mache ich ganz bestimmt. Danke. Vielen Dank.«